



MYTHOLOGIE
DER
GERMANEN

GEMEINFASZLICH DARGESTELLT

VON

ELARD HUGO MEYER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

STRASZBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1903.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

M. DuMont Schauberg, Straßburg.

MEINER LIEBEN FRAU!

Vorwort.

Seit dem Erscheinen meiner „Germanischen Mythologie“ (Berlin 1891), die zum Lehrbuch für Studierende bestimmt war, regte sich in mir der Wunsch, denselben Gegenstand auch für einen weiteren Leserkreis darzustellen. Der Wunsch wurde seitdem um so lebhafter, je mehr das Interesse für den Glauben unserer Vorfahren durch manche tüchtige Forschung, sowie durch die idealisierende Kunst Richard Wagners gesteigert wurde. Aber erst nach zwölf Jahren konnte er verwirklicht werden in dieser „Mythologie der Germanen“.

Dem verschiedenen Zweck der beiden Bücher entspricht die verschiedene Anlage. Auf einige Abschnitte des älteren Buches, die dem rein wissenschaftlichen Studium des Gegenstandes gewidmet sind, wurde hier verzichtet; statt ein Quellenverzeichnis, das Vollständigkeit anstrebt, zu bringen wie das alte Buch, hebt das neue nur die wichtigsten Urkunden hervor, betont aber dafür ihren Zusammenhang mit der Zeitgeschichte; es dringt tiefer in den Totenkultus, die Elfensage, den Götterdienst und den Baldermythus, um schließlich das im älteren Buch gleichsam versprengte heidnisch-christliche Mischmaterial in einer Erläuterung der Völuspa zusammenzufassen.

Aber der wichtigste Unterschied der beiden Bücher liegt in der mehr gelehrten Darstellungsweise des einen und der gemeinfaßlichen des anderen. Die „Germanische Mythologie“ ist ein Repertorium, darum wird Satz für Satz von Zitaten getragen; die „Mythologie der Germanen“

sucht durch Schilderung zu wirken und verweist die selteneren Anmerkungen für gründlichere Leser in den Anhang. Das ältere Buch fordert den Studierenden zur Mitarbeit auf, indem es ihm ein taugliches Werkzeug in die Hand gibt; das neue läßt den Gebildeten zu freiem Genusse wissenschaftlicher Erkenntnis ein.

Im übrigen durchmessen die beiden Bücher dieselben Stadien, wie sie meine Grundanschauung vom Aufsteigen einer älteren niederen Mythologie zu einer jüngeren höheren vorschreibt. Wie in jenem Buch verfolge ich ferner in diesem das Fortleben des Mythos bis in die neuere Zeit, weil er nicht mit der Bekehrung zum Christentum aufgehört hat; ich verfolge ihn aber auch geeigneten Orts, im Gegensatz zu meinem früheren Buch, zurück bis in die indogermanische Vorzeit, um sein Alter nachweisen zu können.

Ich bemerke noch, daß im Text oft die dem deutschen Auge und Munde bequemeren Namensformen an Stelle der strengeren altnordischen verwendet sind; aber im Register stehen nur diese.

Zum Schlusse ist es mir ein Bedürfnis, dem Herrn Verleger für seine andauernde Teilnahme an der Korrektur und Registrierung meinen besten Dank auszusprechen.

Möge das Buch zum Verständnis des inneren Wesens der Germanen beitragen!

Freiburg, März 1903.

Elard Hugo Meyer.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	VII
Erstes Kapitel: Die Quellen der germanischen Mythologie	1—67
1. <i>Zeugnisse der Römerzeit</i>	3—14
Caesar 3, Vellejus Paterculus 5, 6, Appian 6, Tacitus 6, Lateinische Inschriften des Rheinlands und Britanniens 11.	
2. <i>Zeugnisse aus der Zeit der Bekehrung der Deutschen und Angelsachsen</i>	14—35
Die Mission in Deutschland von Columban bis auf Karl den Großen 19, Altdeutsche und angel- sächsische Zaubersprüche 32.	
3. <i>Zeugnisse aus der Zeit der Bekehrung der Nordger- manen</i>	35—58
Die isländische Saga 37, Die Skaldendichtung 43, Die Lieder-Edda 49, Die Prosa-Edda 53, Saxo Grammaticus 55.	
4. <i>Die Volksüberlieferung der Germanen von 1200 bis zur Gegenwart</i>	58—67
Die Geistlichkeit und der Volksglaube 58, Fast- nachtsspiele und Volkslieder 61, Luther und die Reformation 63, Neuere Volksüberlieferung 66.	
Zweites Kapitel: Der Seelenglaube	68—127
Seine Entstehung 68, sein Fortbestehen bis heute 70, die Seele als körperliches Wesen 71, als Wind 72, Vergleich mit dem griechischen Seelenglauben 73. 74, als Nebel, Dunst, Rauch oder Wolke 74, als Licht oder Feuer (Irrlicht) 75, als Vogel 76, als Ringelnatter, Maus, Wiesel, Kröte, Schlange 77—81, als höheres Tier (Bär, Wolf u. a.) 82, als Werwolf 83 ff., der Werwolfsglaube im indogermanischen Altertum 85. 86, Berserker 86 f., Berserkerwut als Seelentaumel Lebendiger 87 f., die Pflanzenwelt im Seelenglauben 90, die Seele in Menschen-	

	Seite
gestalt 91 f., als Wiedergänger 92 f., Totenbehandlung 103 ff., Totenbestattung 105 ff., Leichenbrand 107 ff., Grabbeigaben 110 f., Totenopfer 115 f., Leichenmahl 116, Totengedächtnistage 118, Seelenfeier im Herbst 120, Frühlingsfeier der Toten 121, Ahnenbegrüßung durch das Brautpaar 122, Zauber im Verkehr mit den Toten 123, Gedenkzeichen 124.	
Drittes Kapitel: Der Alp Glaube	128—143
Das Alpdrücken 128, Mythenbildung daraus 129, Gemeinsamer indogermanischer Glaube 130, Mare, Trude, Schrättele 131, ihr Wesen 132—134, Abwehrmittel 135, Maren als Tiere und Menschen 136. 137, Berührung des Alp Glaubens mit dem Seelenglauben und dem Elfenmythus 141 ff.	
Viertes Kapitel: Die Elfen	144—225
Elfen = Naturgeister 144 ff., ihr Wesen und ihre Arten 146, Indogermanischer Elfen Glaube 148, Elfen schönheit 149, Elfenkönig, Elfenkönigin 149, Elfische Menschnamen 150, Mittelalterliche Zeugnisse 150. 151, Gesamtcharakteristik 152 f., Gewitterelfen 155, ihre Schmiedekunst 159, Wielandssage 161—163; Windelfen 163, ihre Musik 166, ihr Tanz 167; Wolkenelfinnen 168, Berg- oder Erdelfen, Erdmännchen, Zwergsagen 172 ff., ihr Tun 184 ff., Elfen- und Menschenliebe 187 ff., Wald- und Baumelfen 191 ff., Liebschaften mit Menschen 194, Wasserelfen, Nixen 199 ff., Bach- und Flußelfen 202 ff., Weide- und Feldelfen 209 ff., Hauselfen 213 ff., Elfenkultus 219 ff.	
Fünftes Kapitel: Die Riesen	226—248
Stammbäume 226, Namen 228, Verhältnisse zu den Menschen 228, Tiergestalt 229, Charakter 230, Arten: Gewitterriesen 231, Sturmriesen 232, Wolkenriesen 238, Wolkenriesinnen 240, Bergriesen 240, Waldriesen 241, Wasser- und Bergriesen 241, Nordische Nacht- und Tag-, Mond- und Sonnenriesen 242, Reich der nordischen Riesen 243, Riesenkultus 247.	
Sechstes Kapitel: Die höheren Dämonen	249—282
Ihr Unterschied von den Seelen, Maren, Elfen und Riesen 250, Die Disir 251, Die Nornen 251, Übereinstimmung des germanischen Nornenglaubens mit dem grie-	

	Seite
chischen Moirenglauben 261 f., Die Fylgja, Folgerin = Schutzgeist 262, Die deutschen Idisi und nordischen Walküren 267 f., Loki und Mimir, Mime 275.	
Siebentes Kapitel: Das Götterleben und der Götterdienst	283—337
Entstehung der Götter aus den Naturgeistern 284, Indogermanischer Ursprung 284, Namen der Götter 284, Gestalt der Götter 285, Gemüt der nordischen Götter 287, Götterstaat 288, Zahl 289, Götterwohnung 291, Walhall und andere himmlische Paläste 292, Götterkultus 295, Priestertum 295, Orakelbefragung 296, Priesterinnen 301, Priestertracht 301 f., Geistliche Tätigkeit der Priester 302, Zauberer und Zauberinnen 306, 309, Wahrsager und Wahrsagerinnen 306, Gottesdienst 310, Tempel 311, Tempelfriede 315. Weihgeschenke 316, Götzenbilder 317, Bitten zu Gott 319, Schwur 320, Opfer 320, Festwesen 323, Siegesopfer 331, Sonnenwende 332, Kirchweihen 333, Menschenopfer 335.	
Achstes Kapitel: Die einzelnen Götter	338—412
<i>Die Hauptgottheiten</i> 338—391	
Tiwas, Tius, Ziu, Tyr 338—347, Thunaraz, Donar, Thór 347—362, Frey 362—367, Wodan-Oðin 367—391.	
<i>Die Nebengötter</i> 391—412	
Balder 391—407, Hother 394, 405 f., Forseti 407, Fosete 407, Heimdallr 408, Bragi 409, Ullr (Ollerus) 410, Hoenir 410, Wiðarr 412.	
Neuntes Kapitel: Die einzelnen Göttinnen	413—433
<i>Die nordischen Göttinnen</i> 413—420	
Frigg 413 ff. 424 f., Sága, Eir 414. 424, Gefjon 414. 415 f. 424, Fulla 414. 424, Freyja 414. 418 f., Sjöfn, Lofn, Vár, Vör 414, Syn, Hlín, Snotra, Gná, Sól, Bil 415, Iðunn 420.	
<i>Die deutschen Göttinnen</i> 420—433	
Nerthus 420 ff., Isis, Nehalennia 422, Tanfana 422, Hludana, Eostra, Eorðan Mōthor, Folde Fira Mōthor 423, Frau Holle, Frau Berchta (Fru Freen, Frien, Frick, Fru Gode, Fru Harke, die weiße Frau) 424 ff.	
Zehntes Kapitel: Das Christentum in der nordischen Mythologie	434—470
Einwirkung des Christentums auf die nordische Mythologie und Verschmelzung desselben mit der	

	Seite
Skaldendichtung 435, Die Völuspa ein Spiegelbild der christlichen Heilslehre 439, Die Ankündigung der Seherin 440, Die Schöpfung 441, Der Schicksalsbaum, die Vertreibung des Zauberweibs aus dem Himmel, Asen- und Wanenkrieg 450, Gesichte von Balders Tod 453, Die Hölle 457, Vorzeichen des Götteruntergangs 458. 461, Angriffe der Dämonen auf die Götter 463, Erneuerung der Welt und das große Gericht 466.	
Anmerkungen	471—502
Berichtigungen	502
Register	503—526

Erstes Kapitel.

Die Quellen der germanischen Mythologie.

Über dem Beginn der griechischen Geschichte steht wie ein Morgenrot die homerische Poesie. Hellenische und asiatische Fürsten verlassen ihre schimmernden Stadtpaläste, um zehn Jahre hindurch auf dem Gefilde zwischen dem schiffbedeckten Gestade, Priams hoher Feste und dem waldigen Idagebirge um schöne Weiber, Waffen, Schätze und Ruhm mit einander zu ringen. Dann fahren sie von Trojas rauchenden Trümmern in ihren dunklen Schiffen heim, manche von Insel zu Insel, von einem Abenteuer zum andern verschlagen, bis in die Tiefe des Hades hinab. Über alles ragt der Berg Olympos, auf dessen Gipfel unter Vater Zeus' Lenkung die glanzvolle Götterfamilie wohnt, ewig und selig und doch oft von Liebe und Haß unter sich entzweit und in Liebe und Haß dem Treiben der Sterblichen dort unten zugewandt. So schwingen sie sich denn auch hilfreich oder verderblich zu ihnen herab oder empfangen droben den Fettdampf ihrer reichen Schlachtopfer oder die Gebete, die aus einfachen Tempeln zu ihnen aufsteigen. Auf einer nicht weiten und fest umrissenen Bühne, den Wogen und Inseln und Küsten des östlichen Mittelmeers, bewegen sich diese Menschen und diese Götter, nach Alter und Geschlecht, Geburt und Schicksal, Wuchs und Gemüt, Rang und Beruf scharf von einander geschieden. Ihre klare, milde, freie Schönheit, die reife und doch so frische Frucht einer langen Kultur, erquickt uns fremde Ungläubige noch heute, und ihr phantastisches Bild schwebt noch heute uns vor Augen wie eine zwar zerronnene, einst aber lebendig gewesene Wirklichkeit.

Und nach Homer verkündeten den Glauben an diese Wunderwelt und viele andere Götter und Dämonen und ihre mannigfachen Schicksale, Dienste und Feste Hunderte von hochbegabten Dichtern, Geschichtschreibern, Reiseschriftstellern und fast lauter noch zahllose Baumeister, Bildhauer und Vasenmaler durch unvergleichliche Werke, jeder in seiner, jeder aber in echt griechischer Weise. Schier unerschöpflich fließen die reinen Brunnen hellenischer Überlieferung.

Der Urkundenschatz unsrer germanischen Mythologie ist weit ärmer an alten, vollen heimischen und echt heidnischen Zeugnissen und ist untermischt mit viel fremdem Gut. Denn er ist bunt zusammengesetzt aus Berichten römischer Offiziere, Inschriften fremder Steinmetzen, Straf- und Bußparagraphen kirchlicher Synoden und Mönchsorden und aus Anekdoten christlicher Bekehrungsgeschichten, aus deutschen Zaubersprüchen, nordischen Götterliedern und isländischen Romannotizen, aus noch heute nicht verschollenen Sagen und still geduldeten Bräuchen unsrer Bauern. Es fehlt ein klares, echtes zusammenfassendes Bild, denn die altnordische Völuspa, die von der Götterdämmerung singt, ist voller Rätsel und noch dazu aus christlichen Ideen erwachsen; es fehlt auch fast völlig der Schmuck der Bildnerie. Aber überall, wo er nicht zu stark verschüttet ist, bricht auch aus germanischem Boden ein reicher Strom von Glaubenspoesie hervor, die denn doch trotz aller Renaissance und allem Humanismus uns oft tiefer ergreift als alle andre Heidenpracht, weil sie aus einem Geist geboren ist, von dem wir noch immer einen Hauch in uns selber verspüren.

Die wirre, zerstückelte Masse germanischer Glaubensurkunden ordnet sich in 1. Zeugnisse der Römerzeit von 50 v. Chr. bis 400 n. Chr. 2. Zeugnisse aus der Zeit der Bekehrung der Südgermanen oder Deutschen und Angelsachsen von 400 bis 1000 n. Chr. 3. Zeugnisse aus der Zeit der Bekehrung der Nordgermanen oder Skandinavier von 800—1300 n. Chr. 4. Nachklänge in der späteren Literatur und der Volksüberlieferung.

1. Die Zeugnisse der Römerzeit lehren uns sofort, daß nicht nur im schönen Hellas und im weltbeherrschenden Italien, sondern auch in den Mooren und Wäldern des arm-seligen germanischen Hirten- und Bauernlandes mit seinem trüben Himmel mächtige Götter verehrt wurden. Aber nicht führen uns heimische Sänger mit stolzen Heldengesängen in die deutsche Göttergesellschaft ein, sondern zwei fremde, unsern Altvordern noch dazu feindselig gesinnte Historiker gönnen ihr einige teilnahmlose kurze Worte, der ältere sogar gänzlich verständnislose. Freilich waren es zwei Römer ersten Ranges, der größte Römer aller Zeiten, Caesar, und ihr größter Geschichtsschreiber, Tacitus.

C. Julius Caesar war wohl der erste antike Mensch, dem die wesentliche Verschiedenheit der keltischen und der deutschen Nation, seiner großen auswärtigen Hauptfeinde, zum Bewußtsein kam, inmitten eines langen Kriegs, an der Völkerscheide des Rheins. Freilich ist seine Erkenntnis unselbständig und getrübt; denn seine auf die Germanen so eifersüchtigen gallischen Gewährsmänner haben ihn ungünstig beeinflußt. So übertrieb er in seinem Buch über den gallischen Krieg (IV. 1) das Nomadentum der Germanen und weiterhin VI. 21 die Rückständigkeit ihres Glaubens. „Die Germanen“, sagt er, „haben keine Druiden (Priester), die den Gottesdienst verwalten, noch befleißigen sie sich der Opfer. Zu den Göttern rechnen sie nur diejenigen, die sie mit Augen sehen und durch deren Kräfte sie offenkundig unterstützt werden, nämlich Sol, die Sonne, Vulcanus, das Feuer, und Luna, den Mond. Von den andern haben sie nicht einmal durch die fama (d. h. die Sage, den Mythos) etwas vernommen“. Der erste Satz ist nur insoweit richtig, als die Deutschen allerdings nicht, wie die Gallier in ihrer Druidenkaste, eine mächtige nationale Priesterhierarchie mit einem Oberpriester, Lehrpriestern und Priesterzöglingen besaßen, die auf einem alljährlichen Konzil in Chartres die Dogmen hütete und festsetzte, über ein geordnetes Schulwesen und ein blutiges Opfersystem, über Bann und Interdikt verfügte und trotz ihrer Auflösung durch die römischen Kaiser noch Jahrhunderte lang

ein hohes Ansehen behauptete. Aber Priester von nicht unbedeutendem Einfluß und Opfer, wenn auch von minderm Umfang und Prunk, hatten auch die Germanen. Noch mehr führt Caesar durch seine Gegenüberstellung der Mythologie beider Völker irre. Die Gallier verehrten nach ihm als höchsten Gott den Merkur, ferner Apoll, Mars, Jupiter und Minerva d. h. menschengestaltig gedachte und dargestellte Wesen, die nach der römischen Auslegung etwa diesen römischen Gottheiten entsprachen. Aus dem Mangel irgendwie auffälliger Heiligtümer und Bilder jenseits des Rheins schloss er auf die Anbetung bloßer unpersonifizierter Naturkräfte, und zwar des Sol, der Luna und des Vulcan. Ob er gerade auf diese drei verfiel, weil ihnen in Rom, als einfacheren sabinischen Gottheiten, der Sabinerkönig Titus Tatius Altäre geweiht haben sollte? Oder ob er eigentümliche Bräuche, wie sie seine vortrefflichen germanischen Reiter im römischen Lager geübt haben mögen, auf sie deutete? Rief doch der Ampsivarier Bojocalus die Sonne als Zeugin an. Noch ums Jahr 1000 verbeugte sich der angelsächsische Bauer vor dem ersten Pfluggange neunmal gegen Osten, um dann zu beten, und noch begrüßt hie und da das deutsche Volk die Oster-sonne, wenn sie in der Morgenfrühe über den Rand des Waldes oder den Kamm des Gebirgs heraufzutanzten scheint. Seine Toten bettete der deutsche Heide in die Erde mit dem Angesicht gegen Osten. Derlei alte Bräuche ließen Caesar vorschnell an einen Sonnendienst denken. Ferner weckten die verschiedenen Mondphasen: die Wiederkehr der jungen Sichel, die Pracht des vollen und das morgenliche Verschwinden des abnehmenden Mondes auch bei den Germanen ungleiche Empfindungen und dem Caesar auffällige. Gerade vor seinem ersten Zusammenstoß mit den Deutschen, vor der Schlacht bei Mülhausen (Besançon), vernahm er, daß die suebischen Frauen, nachdem sie das Los befragt, seinem Gegner Ariovist vom Kampfe vor dem Neumond abgeraten hätten. Die Opfer, die die auf den Neumond oder den Vollmond anberaumten großen Volksversammlungen einleiteten, konnten leicht mißverständlich auf den Mond bezogen werden.

Der Lärm und das Geschrei, womit man bei Sonnen- und Mondfinsternissen die Ungeheuer, die dann den beiden Gestirnen nachstellen sollten, von ihnen abzuwehren suchte, konnte diese im Licht geliebter Gottheiten erscheinen lassen. Endlich war urgermanischer Brauch, zu gewissen Opferzwecken die Flamme nicht an einem beliebigen Herdfeuer zu entzünden, sondern aus zwei unter feierlichem Schweigen gedrehten oder an einander geriebenen Hölzern mühsam hervorzulocken. In Rom geschah dasselbe, wenn einmal das heilige Feuer der Vesta erloschen war oder zur Zeit des Jahresanfangs, am 1. März, erneuert wurde, oder auch, wenn die Hirten der Campagna am 21. April Bohnenstroh in Brand setzen wollten, um der Reinigung halber durch die Flamme zu springen. Außerdem nannten die Römer ein feierliches Sommerfeuer, in das der Familienvater Fische als Opfer warf, nach Vulcan die Vulcanalia. Sah Caesar nun auch die Germanen mehrmals im Jahr im Freien nach jenem alten mühsamen Brauch Festfeuer anzünden, die sie gleichfalls jauchzend übersprangen und in die sie gleichfalls Opfer warfen, so mochte er auf den Einfall kommen, daß auch sie einen Feuergott, einen Vulcan, besonders hoch hielten.

Aber Caesars Charakteristik der allgemeinen Götterauffassung der Germanen geht ebenso fehl wie die ihrer einzelnen Gottheiten. Denn zahlreiche und oft sehr genaue Übereinstimmungen der deutschen und der skandinavischen Götter und Göttermynthen lehren, daß die Deutschen schon vor ihrer Trennung von ihren nordischen Brüdern, also viele Jahrhunderte vor Caesars gallischem Krieg, an wesentlich dieselben menschengestaltigen, mit Mythen ausgestatteten göttlichen Wesen, nicht an bloße Naturkräfte glaubten. Auch stimmt Caesars Ansicht nicht zu einer gleich zu erwähnenden Notiz des etwas jüngeren Vellejus Paterculus und steht mit der des genau unterrichteten Tacitus in schroffstem Widerspruch. Dieser Widerspruch kann nicht etwa durch die Annahme eines inzwischen eingetretenen Fortschritts der germanischen Religion gelöst werden. Solche Revolutionen vollziehen sich nicht in der kurzen Frist von anderthalb

Jahrhunderten, auch kann man weder eine tatsächliche Spur davon, noch auch nur einen in den Verhältnissen begründeten Anlaß dazu ausfindig machen. Ferner spricht kein sonstiges Zeugniß es deutlich aus, daß die Deutschen der Sonne, dem Mond und dem Feuer göttliche Verehrung erwiesen hätten. Jene Angaben Caesars sind also nur das Ergebnis flüchtiger Wahrnehmungen und falscher Schlüsse. Stammt wirklich eine Bemerkung des im 2. Jahrhundert n. Chr. lebenden Geschichtsschreibers Appian, daß Ariovists Leute auf ein anderes Leben nach dem Tode hofften, aus Caesars Zeit, so hätte dieser sogar diesen wichtigen religiösen Zug übersehen oder verschwiegen. Und wie entschieden die Germanen sich ihre Götter von glänzendem menschlichem Aussehen dachten, erweist eine Anekdote eines Offiziers des Tiberius, jenes Vellejus Paterculus, der ein halbes Jahrhundert nach Caesar mit seinem Herrn an der Elbe stand. In einem Einbaum, erzählt er, fuhr ein hoher fürstlich geschmückter Greis über den Strom nach dem römischen Lager hinüber, betrachtete lange schweigend Tiberius und brach dann in die Worte aus: „Heute habe ich, o Caesar, die Götter gesehen, von denen ich früher nur gehört hatte.“ Unverwandten Blickes auf ihn zurückschauend fuhr er über den Strom zu den Seinen zurück. Ein paar Jahre später brach diese römische Herrlichkeit in Germanien in der Varusschlacht zusammen, und in den um die Walstatt gelegenen Hainen wurden die fast vergötterten fremden Offiziere den heimischen Göttern hingeschlachtet.

Wiederum 100 Jahre darauf, um 100 n. Chr., schrieb Tacitus seine *Germania*. Wie hatte sich das Verhältnis der Römer zu den Deutschen verändert! Zahlreiche deutsche Söldner dienten im römischen Heer, namentlich in der kaiserlichen Leibgarde der Hauptstadt selbst. Römische Kaufleute durchzogen besonders des Bernsteins halber die deutschen Weiler bis an die Ostsee. Von ihren rheinischen Standquartieren aus beobachteten die fremden Offiziere scharf ihre schlimmsten Feinde. Eine Traumerscheinung des in Germanien umgekommenen Drusus bat ihrer einen, den älteren

Plinius, sein Andenken zu verewigen, und so schrieb dieser, der bis in die täglich zweimal überfluteten Marschen der Chauken vorgedrungen war, 20 Bücher germanischer Kriege. Aus seinem mit nüchternem, auf das Reale gerichtetem Sinn gesammelten Schatz von Beobachtungen hat Tacitus sicher manches uns erhalten. Einem andern unterrichteten Gewährsmann, der weit über die römische Einflußsphäre hinaus im fernen Nordosten wohl bewandert war, ist es zu verdanken, daß wir die ausgiebigsten und intimsten Götterkunden, die über Nerthus, den semnonischen Allwalter und die dioskurenhafte Alcis, gerade aus den von der römischen Reichsgrenze entlegensten Strichen Germaniens empfangen. Tacitus selber scheint übrigens auch einige Jahre in der rheinischen Armee gedient und unser Land mit eigenen Augen gesehen zu haben. Schon hatten die Römer viele Siege über die Germanen errungen, aber auch durch den Cherusker Armin und den Bataver Claudius Civilis blutige Niederlagen erlitten. Sie hatten ihre Feinde nicht nur gründlicher kennen, sondern auch achten, ja fürchten gelernt, und gerade tieferblickende Menschen, wie Tacitus, sahen die schlimmste Gefahr nicht so sehr in deren Leibeskraft und Tapferkeit, als in deren Freiheitsliebe, Sittenreinheit und Glaubensstärke. Denn seine Römer fand er versunken in Knechtssinn, Unzucht und Un- oder Aberglauben. Obgleich ihm die Rauheit und Roheit des germanischen Lebens nicht entging, war es ihm doch auch von einem gewissen verklärenden Schimmer umgeben, mit dem Kulturvölker von sinkender Lebenskraft das Dasein von Naturvölkern zu idealisieren lieben.

So durchzieht seine *Germania*, die ursprünglich wohl nur auf eine geographische Skizze angelegt war, leise die weltgeschichtliche Ahnung, daß die idealste Richtung dieser zersplitterten armseligen Völklein, das Heldentum, noch dereinst den festgefugten reichen riesigen Soldatenstaat Roms zertrümmern werde. Schon als Jüngling sehnt sich Tacitus mit ganz modernem Naturgefühl aus der Gerichtshalle, dem Senatssaal, dem ehrerbietigen Klientengedränge hinaus in die Haine und Forste zu jenen schuldlosen Stätten und

heiligen Ruhesitzen, wo das „secretum“ wohnt. Damit meint er nicht etwa einen heimlichen Musensitz, ein secretum museum, wie ihn der jüngere Plinius in seiner Villa am Meer preist. Es ist vielmehr dasselbe „grande secretum“, von dem im 4. Jahrhundert der Verteidiger der Christen, der edle Stadtpräfekt von Rom, Symmachus, vermittelnd versicherte, mehr als ein Weg führe zu diesem secretum, zu dem weltabgeschiedenen, unbekanntem Gottheitsgeheimnis. Eben dieses secretum glaubt nun Tacitus in seinen Mannesjahren von den Germanen verehrt. Denn nach der Germania Kap. 9 scheine es ihnen der Erhabenheit der Himmlischen unangemessen, sie in Wände einzuschließen oder sie mit Menschenantlitz abzubilden. Nur Haine und Forste weihten sie ihnen und bezeichneten mit der Götter Namen jenes „secretum“, das sie nur in ihrer „reverentia“, ihrer frommen Phantasie, sähen. Hier glaubten sie das große Unbekannte, Undarstellbare, die Gottheit waltend. Tacitus ist nahe daran, seine eigne weltflüchtige, schwermutvolle Andacht in die Brust der derben deutschen Jäger und Bauern zu verpflanzen, weil er, wie Caesar, keine ragenden Tempel und keine Bildsäulen bei ihnen sieht. Allerdings im Sturmesrauschen des Waldes vernahmen sie den Jagdritt ihres Gottes Wodan, und ein geheimnisvoller Schauer mochte selbst sie in ihren mit blutigen Tier- und Menschenopfern behängten Hainen überkommen. Aber weder hat sich ihnen jemals die Waldesstille in einem Gotte verkörpert, noch hielt sie die Scheu vor dessen Erhabenheit davon ab, ihn durch Tempel oder Bild zu ehren. Wir wissen leider nur zu gut, daß sie dies aus ganz anderen Gründen unterließen, nämlich aus dem Unvermögen ihrer damaligen Baukunst und Bilderei. Sobald sie, von Fremden unterrichtet, jene Fähigkeiten gewannen, errichteten sie wie andre Völker ihren Göttern Tempel und Bilder, nicht zur Erniedrigung, sondern zur Verherrlichung. Ja sie hatten sogar schon vor Tacitus' Zeit nach seiner eigenen Aussage damit angefangen. Denn wenn man auch den Tempel der Nerthus Germ. Kap. 40 als heiligen Hain und ihr „innerstes Heiligtum“ als ihren Wagen, auf dem

Kühe im Frühling sie durch das Land ziehen, erklären will, ihr im heiligen See gebadetes „numen“ d. i. wörtlich Gottheit, kann doch wohl nur ihr Bild bedeuten. Noch sicherer ist der Tempel der marsischen Göttin Tanfana in Westfalen ein Bauwerk gewesen, denn es wurde nach Tac. Ann. 1, 51 dem Erdboden gleich gemacht. Unscheinbare Götterbilder und Heiligtümer, wenn auch bloße festungsartige Ringwälle, sogenannte Burgen, wie sie noch bis heute erhalten sind, und dergleichen, müssen schon damals in Deutschland bestanden haben, und jedenfalls ist Tacitus' obige Motivierung des Mangels falsch. Auch erwähnt er Symbole der Götter, wie z. B. das Schiff einer isisartigen Göttin, und Bilder ihnen heiliger Tiere, die, in den heiligen Hainen hangend, bei Kriegesbeginn herabgenommen und dem Heere voran unter Schildgesang in die Schlacht getragen wurden. Denn die Gottheit wohnte dem Kriege bei und so auch deren Dicner, der Priester. Im zauberischen Glanze der Mitternachtssonne aber sahen die Nordgermanen ihre Götter mit strahlenden Häufern.

Einen gewaltigen Fortschritt hat das Verständnis der einzelnen deutschen Götter bei den Römern gemacht! Die vorgebliche Göttertrias Caesars: Sol, Vulcanus, Luna löst sich vor der besser begründeten des Tacitus in eitel Dunst auf. Der oberste Gott heißt bei ihm Mercur, die beiden andern Hercules und Mars Kap. 9, einer von diesen wird Kap. 39 von den Semnonen Allwalter genannt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit Mercur und Hercules die deutschen Götter Wodan und Donar gemeint seien, und wahrscheinlich soll Mars den Tiu oder Ziu, der auch wohl Saxnôt hieß, bezeichnen. Diesen Göttern fügt Tacitus einige Namen einer Göttin hinzu, den fremden der Isis und sogar zwei deutsche: Nerthus, die Mutter Erde, und Tanfana. Wahrscheinlich bedeuten alle drei eine und dieselbe Göttin der Fruchtbarkeit. So unvollkommen auch diese zweite, taciteische, Formel der römischen Auslegung deutscher Götter den Charakter derselben aussprechen mag, so ist doch darin zuerst die Hauptgruppe leibhaftiger Götter klar vor Augen gestellt,

in denen die Germanen den höchsten Ausdruck ihres Glaubens gefunden haben. Die germanischen Gardereiter des Kaisers in Rom dankten bei ihrem Abschied auf ihren Votivsteinen im 2. Jahrhundert n. Chr. zunächst der kapitolinischen Trias: Jupiter, Juno und Minerva, dann aber einer anderen, wahrscheinlich auf ihre heimischen Götter zu deutenden Trias: Mars, Hercules und Mercur, die also genau mit der taciteischen übereinstimmt. Auch nach den späteren Zeugnissen haben drei große persönliche Götter und mindestens eine große persönliche Göttin von dem durch Tacitus wenigstens angedeuteten Charakter alle etwaigen andern Gottheiten, ferner die Riesen- und Zwergvölker, die Schwärme der Luft-, Wasser-, Wald- und Feldwesen und die uralten Ahnengeister in historischer Zeit hoch überragt. Auf diesen vier Ecksteinen hat immerdar der Oberbau der germanischen Mythologie, die germanische Götterwelt, geruht. Außerhalb dieses Götterkreises kennt Tacitus noch ein jugendliches Brüderpaar der Alcis oder Alci, von ihm mit Castor und Pollux verglichen, das jenseits des Riesengebirges der Stamm der Naharnavalen bildlos verehere. Einen Gott nennt er auch noch Kap. 2 den in alten Liedern gefeierten Tuisco, der selber aus der Erde hervorgekommen den Mannus d. i. Mensch zum Sohne hatte, den Vater der drei Ahnherren der drei germanischen Stammverbände der Ingwäonen, Istwäonen und Herminonen. Diese Stammsage sollte die auch von Tacitus an derselben Stelle betonte Autochthonie der Germanen, ihre Erdwüchsigkeit, beweisen, wie denn ähnliche Stammsagen von erd-, stein- und baumentsprungenen Volksstämmen namentlich auch die Griechen in zahlreichen Varianten erfunden hatten.

Und aus den Berichten des Tacitus darf man weiter entnehmen: zu bestimmter Zeit versammelten sich mehrere Stämme jener grossen Germanenverbände um ein gemeinsames Heiligtum, ingwäonische an der Ostsee im Nerthus-hain, istwäonische am Rhein um den Tanfanatempel und von den herminonischen die Sueben der Spreegegend im Walde des Allwalters.

Tacitus widerlegt auch jenes absprechende Urteil Caesars über das Priestertum und Opferwesen der Germanen. Zwar weiß auch er nichts von einem Priesterstande oder von priesterlichen Geschlechtern, aber er umschreibt mit sicherer Hand den Kreis seiner Gewalt, wie sie neben der fürstlichen oder königlichen bestand. Dem priesterlichen Räte folgen willig Volk und Fürst, sie trauen aber auch gewissen Weibern, die aber darum nicht Priesterinnen sind, Sehergabe zu, deren Aussprüchen sie sich unterwerfen. Eine unter ihnen, Welēda, erlangte dadurch im Bataveraufstand ums Jahr 70 n. Chr. eine hohe geschichtliche Bedeutung.

Tacitus kümmert sich nur um die deutsche Götteraristokratie, nicht um das niedere Volk der Dämonen. Und doch schwärmten sie, ohne die die Götter, ihre späteren idealsten Mitglieder, undenkbar sind, schon damals vielgestaltig durch Berg und Wald und Feld und nisteten in den Hauswinkeln. Endlich ahnen wir kaum aus dem 27. Kapitel seiner Germania die Macht des deutschen Totenkultus.

Dennoch gebührt Tacitus das Verdienst, die erste umfassende Skizze von der germanischen Religion, freilich hie und da mit fremder Farbe abgetönt, doch in den großen Linien treu und fest gezeichnet zu haben, die erste und — sagen wir es gleich — auch die letzte, die aus der Heidenzeit stammt. Denn die römischen und griechischen Schriftsteller des folgenden halben Jahrtausends erwähnen wohl gelegentlich eine Seherin oder einen Priester, ein Opfer und die Umfahrt eines Götterbildes, im übrigen schweigen sie sich, allen Verständnisses fremder Eigenart und schärferer Beobachtungsgabe bar, über den germanischen Glauben aus und überlassen es den Steinen zu reden: durch die lateinischen Inschriften des Rheinlands und Britanniens. Steinmetzen römischer Schulung haben nämlich für die ihren Göttern dankbaren Soldaten oder auch für Kaufleute an den germanischen und britischen Militärstationen zahlreiche Altar- und Votivsteine ausgemeißelt und mit römischen Skulpturen und Inschriften versehen, glücklicherweise auch für deutsche Leute.

Nicht alle, wenn auch die meisten, waren römischen Gottheiten gewidmet, auf manchen Steinen aber überraschen mitten im Latein Götternamen von halb oder ganz unlateinischem, barbarischem Klange, und die Stifter mehrerer dieser Denkmäler tragen gallische oder germanische Namen oder bekennen sich als Genossen eines gallischen oder germanischen Stammes. Es sind wertvolle Zeugen der häufigeren Verschmelzung von römischem und keltischem und der selteneren von römischem und deutschem Religionswesen, die aber wegen der Schwierigkeit der Scheidung der zwei oder gar drei verschmolzenen Elemente mit Vorsicht benutzt werden müssen. So wurden früher die paar Dutzend lateinischen dem *Hercules Saxānus* gewidmeten Inschriften im Brohltal, aus dem die Legionare und die Pferde der römischen Reiterei die geschätzten Tuffsteinblöcke in die Schiffe der Rheinflotte herabholten, um daraus z. B. die Mauern des Trajanlagers bei Xanten am Niederrhein zu erbauen, auf einen germanischen Donar bezogen, der mit dem Sachs d. h. mit einem Messer oder kurzen Schwert bewaffnet gewesen sei. Aber Hercules ist hier der römische Gott mühseliger Arbeit und zwar als Saxānus, das vom lateinischen saxum Stein stammt, der Gott der schweren Steinbrucharbeit. Darum votierte man ihm im 1. Jahrhundert n. Chr. Inschriftsteine auch in Kalksteinbrüchen bei Metz und in dem Steinbruch bei Tivoli, der für die nahe Stadt Rom die ungeheuren, noch von uns angestaunten Travertinmassen des vespasianischen Kolosseums lieferte. Hier ragte auch ein Tempel des Hercules Saxanus hoch über den schäumenden Wasserfällen. Auch der am Niederrhein verehrte *Hercules Magusanus* ist wohl seinem Kerne nach römisch und seinem Beinamen nach eher keltisch als deutsch. Man hat auch in den (drei) *Matronen* oder *Matres*, den Müttern, denen namentlich im rheinischen Niedergermanien ein paar hundert Steine gesetzt worden sind, deutsche Schutzgöttinnen erkennen wollen, aber sie haben sich durchweg als keltische Ortsgöttinnen erwiesen, die allerdings später Germanen, insbesondere die kölnischen Ubier, in ihren Kultus hinüber-

nahmen. — An der stürmischen Küste der seeländischen Insel Walcheren sind viele der Göttin *Nehalennia* gewidmete Steine durch Wind und Wellen bloßgespült worden. Sie ist als Göttin des Fruchtsegens und der Schifffahrt dargestellt, im Matronengewand aufrechtstehend oder auf einem Thronessel sitzend, Fruchtkörbe oder Früchte im Schoße oder im Arm, ihr zur Seite ein Hund. Auf einigen Steinen stellt sie den linken Fuß auf den Steven eines Schiffs und stützt sich dabei auf ein Ruder. Auch werden ihr wohl Neptunus und Hercules beigezelt. Ein Kreidehändler dankt ihr für den Schutz einer von Britannien herübergebrachten Ware, ein anderer Händler für den Aufschwung seines Geschäfts, ein Vater für die Rettung seines Sohnes. Aber diese wie die andern Dedikanten sind Römer oder Kelten, wie denn die ganze See- und Niederrheinschifffahrt wahrscheinlich damals in keltischer Hand lag, wenn auch die Römer für ihre Rheinflotte gern germanische Bataver verwendeten. Jene Darstellung der *Nehalennia* ist genau nach der der römischen Isis zugeschnitten. Der dunkle Name, der nach deutschem Sprachgesetz schwerlich eine „Nachengöttin“ bedeuten kann, klingt mehr gallisch als deutsch. Dagegen ist auf vier Inschriftsteinen bei Münstereifel, bei Xanten, in Geldern und in Westfriesland eine echt deutsche Göttin *Hludana* entdeckt, der am letzten Orte Fischereipächter einen Altar setzten. Dann sind zwei Inschriften am Hadrianswall bei Housesteads in Nordengland gefunden, die von römischen Soldaten friesischen Stammes aus Twenthe die eine dem Mars und den beiden *Alaisiagen*, die andre dem *Mars Thingsus* und den beiden *Alaesiagen Beda und Fimmilena* unter Kaiser Alexander Severus geweiht waren, d. h. wahrscheinlich dem Kriegs- und Volksversammlungsgotte und seinen beiden viktorienhaften Genossinnen. Diesen Soldatengöttinnen werden verwandt sein *Hariasa* die Verheererin (?), *Harmilla* die Heerglänzende und *Vihansa* die Kriegsgöttin. Da die großen germanischen Göttinnen nie zusammengesetzte Namen führen und nach allen späteren Nachrichten ein kriegerisches Wesen an ihnen kaum hervor-

tritt, so sind diese wohl nur walkürenhafte Idisi oder Siegwiber gewesen, welche, wie wir bald hören werden, sich auf das Schlachtfeld herabließen und die Feinde fesselten und angriffen, die gefangenen Freunde aber von den Banden befreiten. Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie der fremden Kriegsgöttin Bellona oder Victoria, den angebeteten Lieblingen des römischen Lagers, nur nachgebildet und keine echt germanischen Wesen waren. Noch ein paar andre Namen, wie der *Requivalahanus*, der im Dunkel Lebende oder dem Dunkel Überlassene, scheinen deutschen Ursprung zu beanspruchen. Aber auch sie halten sich meistens für uns noch im Dunkel zurück, und eine ganz andre Macht als der römische Militärstaat war dazu berufen, neues Licht über die Geheimnisse des deutschen Heidenglaubens zu verbreiten, die christliche Kirche, deren Zeugnisse wir jetzt vernehmen müssen.

2. Zeugnisse aus der Zeit der Bekehrung der Deutschen und Angelsachsen. Die christliche Kirche war dazu berufen, dem deutschen Heidenglauben viel energischer zu Leibe zu gehen, als die römische Kaisermacht. Freilich beweisen ein paar hundert lateinische Lehnwörter der altgermanischen Sprache, wie viel die Germanen der rheinischen und britischen Römerkultur verdankten, Wein-, Obst- und Gemüsebau, manche neue Kornart und manches neue Ackergerät. Von ihr lernten sie das Steinhaus, Maß- und Gewichtswesen, eine genauere Jahreseinteilung, selbst die Namen der Wochentage und manche römische Sitten und Bräuche. Unleugbar ging das Leben der rheinischen Germanen aus dieser Berührung mit der fremden Zivilisation verschönert und bereichert hervor. Doch dürfen alle diese wirtschaftlichen und sonstigen Anleihen und die erwähnten Versuche einer Annäherung römischen und germanischen Glaubens über die Tatsache nicht täuschen, daß die große Masse der deutschen Nation, zum schärfsten Unterschied von der gallischen, nicht nur die Herrschaft, sondern auch die Sprache und Kultur und insbesondere die Religion der Römer damals von sich abwies. Was in Gallien glückte,

z. B. die Verknüpfung des neuen Gauverbandes mit der göttlichen Verehrung des Kaisers am Augustusaltar zu Lyon und die Verschmelzung der vielen Götter beider Nationen, das schlug in Germanien fehl. Der Augustusaltar in Köln, die Ara Ubiorum, gewann nie größere Bedeutung, weil er unter den unsicheren Germanen des rechten Rheinufer nie ganz sichere Sprenkel gewann. Und fast möchte man einen symbolischen Akt darin erkennen, daß Segests Sohn Segimund, ein Schwager Armins, der zum Priester jenes ubischen Altars ernannt war, bei der Nachricht von der befreienden Varusniederlage seine römischen Priesterbinden vom Kopf riß und zu seinen Cheruskern zurückfloh. Denn was irgend von fremdem Glauben die Germanen angenommen haben mochten, das warfen sie wieder von sich seit dem 3. Jahrhundert, wo sie immer tiefer und verwüstender in die baufällige Römerwelt einbrachen. Langsamem Ganges schoben die Bauernstämme der Franken, Alemannen und Hermunduren ihre Siedelungen über den Rhein und die Donau vor. Zwischen ihnen hindurch und über sie hinweg stürmten die noch in beweglichen Heerlagern lebenden Wanderstämme der Burgunder, Sueven und Vandalen gewaltsamer südwestwärts. Weiter ab auf beiden Flügeln dieses unwiderstehlichen Zentrums gründeten die Goten und später die Langobarden südlich von den Alpen und den Pyrenäen, die Angelsachsen jenseits des Kanals ebenfalls auf römischem Reichsboden neue germanische Staaten. So fand sich der größte Teil unseres heidnischen rauhen Krieger- und Bauernvolkes aus unwegsamen Wäldern und Weiden des Nordens in mildere Landschaften versetzt, deren Grenzen von Türmen und Wällen beschirmt, deren Inneres mit Villen, Bädern und Grabmonumenten, mit Tempeln, Theatern und Fabriken bedeckt war, deren treffliche Straßen uralte Handelsstädte mit einander bequem verbanden. Aber wie ihnen Berg und Tal fremd waren, waren ihnen die ummauerten, engpassigen Städte gleich Tierkäfigen verhaßt, die sie am liebsten zerstörten, um sich außerhalb ihrer Trümmerstätten in Hof und Dorf niederzulassen. Das Unverständlichste hier in der

Fremde war ihnen aber die jugendliche christliche Kirche mit ihrem Herrn und Meister, dem an einem Kreuze verblichenen und wiederauferstandenen Gott. Sollte auch dieser neurömische Glaube von ihnen scheinbar aufgenommen und alsbald wieder abgeschüttelt werden, wie der altrömische von den rheinischen Germanen? Oder wie wollte sich das germanische Heidentum mit dem Christentum abfinden? Die äußere und innere Lage dieser Germanen war doch eine ganz andere als dort am Rhein. Nicht als ob sie, wie ihnen so oft nachgerühmt wird, der christlichen Lehre ein besonders offenes und tiefes Verständnis entgegengebracht hätten. Aber erstens erleichtertegewiß die Versetzung vom heimischen Boden und Leben in ein fremdes und noch dazu meistens schon christianisiertes Land die Entwurzelung ihres Heidentums. Zweitens traf die großartige christliche Gottesidee, die sich im ganzen Weltall von Ewigkeit zu Ewigkeit und wiederum in dem tief lyrischen Epos des Lebens Jesu kundtat, ob auch nur teilweise verstanden, die eigene zersplitterte, vergängliche und nicht durchweg erbauliche Götter- und Dämonenwelt mit viel wuchtigeren Stößen, als es der bunte zerfahrene römische Polytheismus vermocht hatte. Dazu trat ein drittes, mehr politisches Moment, das die Wendung entschied. Die unter den Romanen schon einflußreich gewordene christliche Geistlichkeit forderte von den Führern der Stämme auf ihrer gefährvollen Wanderung durch das meist schon bekehrte Römerreich gebieterisch Unterwerfung oder drohte mit ihrer Feindschaft. Die germanischen Fürsten nahmen gewöhnlich unter solchem Zwange die Taufe und, indem sich ihnen ihre Getreuen anschlossen, erschien diesen auch Christus mit seinen Jüngern wie ein von Getreuen dicht umgebener Gefolgsherr. Mit Belohnungen und Drohungen lockten und schreckten die Christen wie die Heiden. Religiöse Bewegungen, die still und insgeheim das Gemüt ergreifen, entziehen sich freilich oft schon dem Auge der Gegenwart, wie viel öfter den Blicken der späten Nachwelt. Doch darf man behaupten, daß eine wachsende Sehnsucht nach der erlösenden, beseligenden Gewalt des Heilands,

oder eine plötzliche Erleuchtung über die eigene Sündenschuld auf germanischem Gebiete sich selten kundgab. Selbst nach der Annahme der Taufe drang nicht einmal die Überzeugung von der völligen Nichtigkeit der Götter durch. In der Regel entschied die allmählich und kühl gewonnene Ansicht, daß denn doch Christus und der allschaffende Gott stärker sein müßten als Wodan und Donar, und das Heidentum wucherte meist noch Jahrhunderte unter dem Kreuze Christi weiter.

Indem nun die Welt- und Klostergeistlichkeit die Taten der Bekehrer der südgermanischen Stämme erzählte, in ihren Predigten den alten Göttern Christus gegenüberstellte, auf ihren Synoden und in ihren Bußbüchern den Götzendienst mit harten Strafen belegte und sogar Zaubersprüche verzeichnete, erschloß sie uns eine Reihe neuer, allerdings oft stark getrüübter Quellen der Erkenntnis des germanischen Heidenglaubens.

Zuerst regte sich christliches Wesen bei den Westgoten an der unteren Donau. Ihr König Athanarich verfolgte im Jahre 348 die Christen seines Volkes grimmig, indem er auf einem Wagen ein Götterbild vor jede Tür fahren ließ. Weigerte sich der Bewohner, diesem zu opfern, so wurde ihm das Haus über dem Kopf angezündet. Doch Wulfila, ein Kappadocier, führte die bedrängten Christen wie ein zweiter Moses über die Donau in die schützenden Balkantäler und übertrug das Wort Gottes zum erstenmale in eine germanische Sprache. Ein anderer Gote, Radagais, der mit Hunderttausenden wilder Germanen ums Jahr 400 in Italien eingebrochen war, gelobte das Blut des ganzen römischen Volkes seinen Göttern, und schon flüchteten die Einwohner Roms, an der Macht des Christengottes verzweifelnd, aus den Kirchen zu den verlassenen Götzenaltären. Da zog die feindliche Wetterwolke vorüber. Lange bäumte sich der harte Frankenkönig Chlodovech gegen den Glauben an den milden Friedensfürsten Jesus, bis dieser ihm als der stärkste Schirmherr seines Reiches erschien oder, wie die Sage das bald ausdrückte, auf sein Gebet seiner schwankenden Schlacht-

reihe Halt und Sieg über die Alemannen verlieh. In seiner Taufe zu Rheims 496 vollzog sich der folgenreichste Akt der ganzen germanischen, ja abendländischen Bekehrungsgeschichte. Von hier aus drang die christliche Lehre in Deutschland ein, oft durch Wunder unterstützt, selbst durch das gewiss schwer empfundene einer plötzlichen Bierentziehung. Dem König Chlothar I, dem Sohne Chlodovechs, und seinem Gefolge veranstaltete der Franke Hozin ein Gelage mit Bierkrügen für die Christen und für die Heiden. Weil die der letzteren nach Heidenbrauch geweiht waren, wurden sie durch ein Wunder des hl. Vedastus ihres dämonischen Inhalts beraubt. Die Missionare des hl. Hilarius von Poitiers, des hl. Remigius von Rheims und am kräftigsten die des hl. Martin von Tours drangen seit der völligen Unterwerfung der Alemannen unter die Franken in den „Königsboden“, das vom Frankenkönig beanspruchte Krongut, ein. Da gab es einen Bischof neben dem Herzog, bekehrte Alemannen waren Pfarrer. Überall noch ein seltsames Gemisch des Alten-Heidnischen und des Neuen-Christlichen.

Die eigentliche Missionsarbeit auf deutschem Boden durchlief drei Stadien. Sie wurde begonnen in Süddeutschland von irischen Mönchen und fand hier wenig Widerstand, doch war sie oft ohne dauernden Erfolg, da die Glaubensboten ohne festeren Zusammenhang unter sich und ohne den Rückhalt eines stärkeren Kirchenwesens wirkten. Aber die von ihnen gegründeten Klöster blieben meist als wichtige Pflanzstätten der Bildung bestehen. Am Schluß dieser ersten Periode griffen auch wieder fränkische Bischöfe in die süddeutsche Mission bis Regensburg ein. In der zweiten Periode, dem 8. Jahrhundert, ordnet sich die Bekehrungsarbeit der geschulteren und weltklügeren Angelsachsen der fränkischen und somit der römischen Kirche unter, ihre Hauptgebiete sind Hessen, Thüringen und Friesland. Dort herrscht lange ein bedenklicher christlich-heidnischer Mischglaube, hier kommt es wiederholt zu blutigen Aufständen. In der dritten Periode stellt Karl der Große die Kräfte eines geordneten Staatswesens der Mission zur Verfügung, zumal die Militär- und

die Polizeigewalt; nur diese können die Sachsen bezwingen, die nicht nur für ihr Land, sondern auch für ihren Glauben streiten. Daß der Widerstand vom Süden nach Norden wuchs, lag zum Teil im Stammcharakter, in dem bei den Sachsen die rauhe Abgeschlossenheit hervorgehoben wurde, zum größeren Teil in der geschichtlichen Lage. Im Süden hatte die römische Kultur schon viel Einheimisches zersetzt, und die beweglicheren Stämme hatten ihren Verband mit den alten Landesheiligtümern längst aufgegeben, während die Sachsen, unberührt von fremdem Wesen, auf ihrer Scholle sitzen blieben und sich zu Angriff oder Abwehr kampflustig um ihre alten Göttertempel scharten.

Der erste Missionar, der tiefer in deutsches Heidenvolk vordrang, war Columban. Er kam aus Irland, einer von der Völkerwanderung unberührten Stätte des Friedens und christlicher und antiker Wissenschaft. Als er im Frankenlande das Unheil des Goldes kennen lernte, trug er kein Bedenken, dasselbe durch lauter heidnische Mythen in Versen zu bekämpfen. Den Becher, in dem man ihm am Hofe der lasterhaften Frankenkönigin Brunhild Wein reichte, zerschlug er voll Zorns, ein furchtloser, unbequemer Bußprediger. Verjagt aus einem Vogesenkloster, führte er mit der neuen Heilslehre klösterliches Heiligkeitsleben in das entlegenere Alemannengebiet. Auf einer Wanderschaft am Züricher See traf er auf Christen und Heiden, wie sie um eine riesige Bierkufe beim Wodansopfer zechten, und sein Schüler Gallus stürzte bei Bregenz drei in eine Kirche eingemauerte Götzenbilder in den Bodensee. Der Stifter des Klosters Reichenau im Untersee, der Abt Pirmin oder vielmehr Primin, fand im Anfang des 8. Jahrhunderts nur getaufte Alemannen, für die er eine Art Musterpredigt, die *Dicta abbatiss Priminii*, ausarbeitete, die dann Jahrhunderte hindurch mit mannigfachen Änderungen den germanischen Gemeinden immer wieder gehalten wurde, da sowohl ihr einer Teil, die Heilsgeschichte der Welt, gleichsam ein Mythos edelster gewaltigster Art, als auch ihr anderer, der in einer Kriegserklärung gegen den alten Glauben gipfelte, einen

tiefen Eindruck auf die germanischen Gemüter nicht verfehlen konnte:

Gott schuf Himmel und Erde und im Himmel die Engel. Doch diejenigen Engel, die sich gegen ihn erhoben unter der Führung des ersten Erzengels, welcher Gott gleich sein wollte, stürzte er in den Luftraum hinab, wo sie Teufel und Dämonen wurden. Erst nach dem Engelsturz schuf Gott den Menschen, der sich vom neidischen Teufel zum Ungehorsam gegen Gott verleiten ließ. Adam und Eva taten den Sündenfall, ihre Nachkommenschaft versank immer wieder in Sünden trotz der großen Flut, der zehn Gebote und der Propheten, bis Gott Jesus schickte, der für die Menschen gekreuzigt wurde und durch das Blut und das Wasser, das aus seiner Seite floß, Sündenvergebung und Taufe verlieh. Dann fuhr er zur Hölle, um Adam, die Erzväter und Propheten ihr zu entreißen, den Teufel aber darin zu binden. Auferstanden entsandte er die zwölf Apostel und fuhr auf gen Himmel. Die Zwölf setzten das Glaubensbekenntnis fest. Nun wird die Bedeutung der Taufe und der feierlichen Abschwörung alles Teufelsglaubens in die Erinnerung gerufen, die ganze Reihe der Sünden zieht auf, zuletzt die Götzenanbetung, mag sie nun an Steinen, unter Bäumen, an Quellen, auf Kreuzwegen stattfinden. Auch an die Spruch- und Loszauberer, die Wahrsager, die Vorzeichen und bösen Geister soll man nicht glauben. Auch nicht heidnische Festzeiten, die Vulcanalien und Kalenden, beobachten, noch die Tische bereiten, Lorbeer anbringen, über einen Baumklotz Kornfrucht und Wein ausgießen und Brot ins Wasser werfen, beim Weben eine Göttin (Minerva) anrufen, bestimmte Tage für die Hochzeit und die Reise wählen, Zauberzettel und -kräuter und Bernstein anhängen, Wettermacherinnen und Leuten, die, auf das Dach gestiegen, die Zukunft aus dem Feuer, etwa einem brennenden Scheit weissagen, Glauben schenken. Endlich verbot Primin Neujahrsaufzüge in Hirsch- und Kuhverkleidung, Aufzüge der Weiber in Männertracht und umgekehrt. Auch sollen aus Holz gemachte Glieder nicht an Kreuzwege und auf Bäume, um Heilung zu erlangen,

gelegt, die Mondfinsternis nicht angeschrien werden. Teufels-
spiele und -scherze, -tänze und -lieder sind überall zu ver-
meiden. Aber der Kirche sind Weihrauch, Wachs und Öl
zu opfern, man soll Zehnten von Frucht und Vieh bringen,
ferner Almosen spenden, die Sonn- und Feiertage beobach-
ten, eifrig Messen hören und in die Beichte gehen. So
muß der alte Adam ausgezogen werden, damit die Aufer-
stehung zum Gericht, die ein jeder in der vollen Kraft eines
Dreißigjährigen erleben wird, zum Paradiese führe und nicht
zum ewigen Feuer.

Der von Primin angegriffene Aberglaube ist nur teil-
weise echt alemannisch, wie z. B. das Steigen des Weissagers
aufs Dach, meistens aber entweder ganz fremd, aus älteren
kanonischen Büchern zusammengetragen, wie das Vulcanalien-
fest, oder wie die Kalendenfeier mit dem julianischen
Kalender erst neuerdings im südwestlichen Deutschland
eingebürgert.

Das mächtige Thema der Heilslehre aber, das die
irischen Missionare um 700 in Schwaben und Baiern ver-
kündeten, stellten dann auch ihre angelsächsischen Nach-
folger in den Mittelpunkt ihrer Predigt, und Karl der Grosse
schärfte eine ähnliche Musterpredigt seiner Geistlichkeit
ein. Im Norden diente sie der Völuspa zum Vorbild.

Über die Zustände des englischen Heidentums und die
Anfänge des Christentums belehrt uns am besten Beda
(† 735) in seiner Kirchengeschichte Englands und in anderen
Schriften. Nach ihm und späteren Chronisten brachten die
Angelsachsen die Stammbäume und Stammsagen ihrer vor-
nehmsten Geschlechter nach der britischen Insel aus Deutsch-
land mit herüber. Der Gott Woden bildet darin den
lebendigen Mittelpunkt, von dem in den verschiedenen
7 oder 8 angelsächsischen Reichen verschiedene Götter oder
doch vergötterte Helden als Ahnen auf- und als Nachkommen
bis zur Gegenwart absteigen. Die Bekehrer versuchten
dann diese edlen Heidengeschlechter an Adam und Noah
zu knüpfen. Diese Genealogien zerlegen oft den Inhalt eines
Mythus in seine einzelnen Momente und verteilen sie auf

mehrere Personen. So wird in der Reihe Skeáf, Skeldwa und Beáw, die von der Garbe, dem Schilde und dem Anbau ihren Namen haben, die Einführung des Ackerbaues, des Kriegswesens und der weiter um sich greifenden Kultur wiedergegeben. In den angelsächsischen Chroniken treibt auf einem steuerlosen Schiffe der neugeborene Skeáf, bald auf einem Strohbüchel liegend, bald von Waffen umgeben, schlafend an die Küste von Angeln in Schleswig und wird von den Einwohnern freudig aufgenommen. Der Verfasser des Epos vom Beowulf, der dem Beda etwa gleichaltrig ist, schiebt diesen Mythos von Skeáf auf dessen Sohn Skyld ab, und Beowulf tritt an Beáws Stelle. Mächtig kommt dieser als Hauptheros aus dem dunklen Hintergrund seiner Ahnenwelt hervor und schlägt, ein Schutzheros seines Volkes, den Sumpfunhold Grendel samt dessen Mutter und einen Feuersdrachen. Vielleicht liefert das angelsächsische Runenlied noch eine andere Spielart jenes Kulturmythus; es weiß von einem göttlichen Helden Ing, der zuerst bei den Ostländern war und dessen Wagen über das Meer ihm nachfuhr. Kein Zweifel, bei keinem anderen Germanenstamme zeigt sich eine so vielgestaltige, die Menschheit mit der Gottheit verbindende Heroenwelt, wie bei den Völkern der norddeutschen Halbinsel.

Doch auch diese stolzen Wodensöhne konnten sich nicht des Gefühls der Nichtigkeit ihres Glaubens erwehren, wie uns Beda erzählt. Im Jahre 627 saß eines Abends König Edwin von Northumberland in seiner erleuchteten Halle. Ein Sperling schlüpfte zur Tür herein und flatterte scheu durch den hellen, warmen Raum hin, um durch eine andere Tür in der Winternacht wieder zu verschwinden. Bei diesem Anblick rief ein Hofmann aus: „So rasch wie dieser Sperlingsflug durch die Halle vergeht das menschliche Leben mit seiner Lust. Was diesem aber vorangegangen sei und was ihm folgen werde, ist uns so dunkel, wie die Nacht dorten vor den beiden Türen. Darum, o König, nimm die neue Lehre der Christen an, die uns über unsere Zukunft nach dem Tode Sicherheit gibt.“ Der König befolgte den Rat, und der bereits für die neue Religion

gewonnene heidnische Oberpriester schleuderte, auf des Königs Streithengst sitzend, einen Speer durch den Zaun in den großen Göttertempel bei York, um seinem Herrn die Ohnmacht der Heidengötter recht augenscheinlich zu machen, und das alte Heiligtum wurde mit allen seinen Höfen durch Feuer vernichtet.

Als die Bekehrung der Angelsachsen etwa um 650 vollendet war, zogen manche ihrer Mönche nach dem Vorbild der irischen ins Ausland, und ihre Mission erstreckte sich über den größten Teil Deutschlands von den friesischen Inseln bis zu den Alpen. Ihre Hauptführer waren Willibrord, der Apostel der Friesen, dann Winfried, den man übertreibend den Apostel der Deutschen nennt, und später Liudger. Auf seiner Rückfahrt von Dänemark ums Jahr 700, wohin Willibrord kühn vorgedrungen war, taufte dieser auf einer von den nordischen Seefahrern dem Gotte Fosete geweihten Insel, Helgoland, die Heiden in einem heiligen Quell, aus dem sie nur schweigend Wasser zu schöpfen wagten. Um diesen Frevel zu rächen, führten ihn die Ungetauften vor den wilden Friesenkönig Ratbod (fries. Redbād), aber das dreimal über ihn geworfene Los traf ihn nicht: die Götter wollten seinen Tod nicht. Denen diente man dort in schatzreichen Tempeln, deren Beraubung ein schmerzhafter Tod an der Stelle des Meeresstrandes büßte, wo ihn die Flut täglich zweimal überströmte. Willibrord entkam. Aber die Götter forderten später ein größeres Opfer. Das war jener Winfried oder Bonifacius, der Organisator der fränkisch-römischen Kirche. Er begann 716 in Friesland zu predigen, wandte sich dann namentlich Thüringen und Hessen zu, wo bereits Brittenmissionare, die Nachfolger jener irischen Mönche, und ketzerische Priester, die der Unzucht, Trunksucht und Jagdlust ergeben waren, das Evangelium in unsauberer Weise verkündet hatten, wo sie auf heidnischen Opferplätzen unter großem Zulauf des Volkes christlichen Gottesdienst hielten und Donarspriester christliche Taufen vollzogen. Auch brachten die Bekehrten nach heidnischer Sitte den Toten eifrig Opfer dar, und diese deutschen

„Dummköpfe“ verwiesen noch 742 die entrüsteten Missionare trotzig auf die ebenso ausgelassene und schwelgerische Feier der Januarkalenden, die in Rom selber vor der St. Peterskirche betrieben würde. Aber Bonifacius wußte nicht nur durch die Predigt des Evangeliums das Gemüt zu ergreifen, sondern auch nach der ausführlichen Direktive des Bischofs Daniel von Winton durch Vernunftgründe den Verstand zu gewinnen. Die Existenz der falschen Götter soll der Missionar nicht bestreiten, wohl aber deren echt göttliche Natur, da sie doch nach ihren eigenen Angaben geboren und erzeugt seien ganz nach Menschenart. Wenn also die Götter einen Anfang haben, so soll er fragen, ob auch diese Welt einen Anfang oder ohne Anfang immer bestanden habe. Im ersten Falle: wer die Welt geschaffen, da doch ohne Zweifel vor der Erschaffung für die noch nicht geborenen Götter ein Wohnort nicht gefunden werden könne. Behaupten die Heiden aber, die Welt habe immer bestanden, so forsche weiter, wer denn über die Welt vor den geborenen Göttern geherrscht und wie diese später die eigenmächtige Welt ihrer Herrschaft unterworfen hätten. Noch durch manche andere Fragen nach der Herkunft und Geburtszeit der Götter, nach dem zeitlichen oder ewigen Sinn und Nutzen der Opfer, deren die Gottheit doch nicht bedürfe, und warum denn die Götter trotz der Opfer den Christen die fruchtbaren Länder ließen, ihren heidnischen Verehrern die kalten Länder der Erde zugewiesen, möge Bonifacius sie weniger zur Erbitterung, als zur Scham über ihren törichten Glauben bringen. Der kluge Bischof hatte die wunden Stellen des Heidenglaubens wohl erkannt. Er wußte wohl, daß auch die gebildetsten Heiden auf diesem dogmatischen Gebiete sofort in die Enge getrieben werden mußten, weil ihrem lockeren Polytheismus eine Schöpfungslehre, überhaupt eine begründete und zusammenhängende Weltanschauung völlig abging. Und mit der heiligen Donars-eiche, die Bonifacius bei Geismar fällte, krachte auch dieser Polytheismus zusammen, und aus ihrem Holz wurde eine christliche Kapelle gezimmert. Vom gewaltigen Werk der

Reorganisation der verkommenen fränkischen Kirche, aus der Pracht seines Mainzer Erzbistums sehnte sich Bonifaz hinweg nach Friesland, um dort Willibrords und seiner eigenen Jugend Arbeit wieder aufzunehmen. Hier wurde er im Jahre 755 am Flusse Borne bei Dokkum während der Firmung Neubekehrter von den Heiden erschlagen, indem er vergeblich sein Haupt gegen das Schwert im Tode mit dem schützte, was ihm im Leben die schönste Erquickung geboten, mit dem Evangelienbuch. Aber nicht lange darauf wurde an der Stätte, wo sein Blut vergossen wurde, nach dem Beschluß der Gemeinde und eines großen Teils des friesischen Volkes ein hoher Erdwall als Schutz gegen die Einbrüche des Meeres errichtet und auf diesem eine Kirche erbaut. Und wie der Friesenfürst Abba den neuen Bau besichtigte, wurde plötzlich eine Quelle süßen Wassers entdeckt. Dennoch wucherte noch zu Karls des Großen Zeit der heidnische Glaube im Friesenvolke wieder üppig empor, doch der beliebte, alte, blinde Sänger Bernlef, der in den Dörfern des Hunsegaues die Kämpfe der Friesenkönige zum Saitenspiele sang, wußte dabei die Zuversicht zum Heiland bei seinen Zuhörern lebendig zu erhalten. Um das Jahr 786 taufte Liudger ohne Hindernis aus dem heiligen Quell auf Helgoland und ließ auf der verwüsteten Opferstätte des Gottes Fosete christliche Kapellen zurück. Doch Seeräuber verjagten bald wieder die christlichen Einwohner und fingen die christlichen Kauffahrer ab, und erst im 11. Jahrhundert wurde die Insel dauernd dem Christentum gewonnen, nicht früher als das ferne Island.

Den zähesten Widerstand in Deutschland leisteten die benachbarten Sachsen. Bei ihnen lag das heidnische Priestertum in der Hand eines hochangesehenen Adels, und so stark war der Wille der Götter über sie, daß ohne deren Befragung nichts unternommen wurde. Stimmt diese aber zu, so sammelte sich sofort ein kampflustiger Heerbann in den heiligsten Bezirken, den Grenzbezirken, in deren einem der rohe Baumstamm der Irminsäule ragte und die Eresburg, doch wohl der Sitz eines Gottes, als Ausfallstor diente. Aber den

sächsischen Heiden war der gewaltigste Christ zum Zuchtmeister bestimmt, der Franke Karl der Große. Ihre Aufstände schlug er einen nach dem andern nieder — vergebens! Mehr als viertausend ihm ausgelieferte Sachsen vernichtete er durch die blutige Massenhinrichtung bei Verden a. d. Aller im Jahre 782 — vergebens! Endlich unterwarf sich 785 Widukind der Taufe auf der königlichen Pfalz zu Attigny. Karls *Capitulatio de partibus Saxoniae*, ein Glaubensgesetz vom Jahre 787 oder 788, bestimmte die härtesten Strafen für Hexen- und Leichenverbrennung, die nicht auf dem Kirchhof, sondern draußen auf der Heide vollzogene Hügelbestattung der Toten, die Quellen- und Baumverehrung und die Menschenopfer. Den Königsboten, die als Aufseher durch den Gau ritten, und den Missionaren wurde ein 30 Nummern starkes Verzeichnis der abergläubischen Bräuche, ein *Indiculus superstitionum* etwa vom Jahre 800, mitgegeben, auf die sie im Sachsenlande ganz besonders achten sollten. Das ist nun alles echt germanisch und nicht aus fremden Bußbüchern herübergeholt, und wir sehen hier zuerst die großen Glaubensgruppen rein hervorsteigen: den Seelenglauben mit seinen Totenopfern und Totenzauberliedern (*dadsisas*), den Elfen glauben mit seiner Verehrung der Quellen und Wälder (*nimidas*), vereint mit dem Glauben an die mächtigsten Götter Jupiter und Mercurius d. i. Donar und Wodan. Das Notfeuer wird (bei Seuchen) angezündet, ein *Yrias* d. h. ein Umzug in zerrissenen Kleidern und Schuhen (zur Vertreibung des Winters) durch das Dorf unternommen und Unwetter durch Blasen in Hörner und Muscheln verscheucht. Nach einer dritten ungefähr gleichzeitigen Schrift, einem wahrscheinlich ostfälischen Taufgelöbniß, mußte der Täufling dem Teufel und aller Teufelsgilde und allen Teufelswerken und -worten: Thunaer, Woden und Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind, feierlich absagen. Diese drei Schriften zusammengefaßt bestätigen also einerseits die Meldung des Tacitus von den drei Hauptgöttern und ergänzen andererseits durch ihre Hinweise auf das mythologische Kleinleben seine in dieser Beziehung so mangelhafte Auskunft.

Trotz allen Maßregeln Karls und seiner Nachfolger dauerte der Heidenglaube in den abgelegenen Marschen noch im Beginn des 11. Jahrhunderts fort, wo Erzbischof Unwan von Bremen dort die heiligen Haine umhauen ließ, und jenseits der Elbe lebte der holsteinische Adel noch im 12. Jahrhundert in Vielweiberei und Verachtung der Fasten und des Klerus dahin, und das Volk verehrte Haine und Quellen.

Dieser mehrhundertjährige Kampf des fremden Christengottes mit den nationalen Göttern, in dem so viele plötzliche Scheinbekehrungen und noch mehr wirkliche schwere Rückfälle vorkamen, lehrt uns, wie der Religionswechsel des deutschen Volkes sich nicht mit der Raschheit einer jäh aufleuchtenden Damaskusvision, sondern in langsamen und oft stockenden Übergängen der Meinungen und der Stimmungen vollzog. Im Gegensatz zu wenigen Einzelnen, die mit dem neuen Glauben ein neues Leben anfangen, brach die Mehrzahl der Getauften den Verkehr mit den verlassenen Göttern keineswegs ganz ab. Sogar die christlichen Geistlichen, in der kirchlichen Dämonenlehre aufgezogen, leugneten den Bestand dieser Götter nicht, sie galten ihnen für Teufel und böse Geister, gegen die sie mit ihren Exorcismen zu Felde zogen. Dem Volke aber blieben die Götter noch lange die altvertrauten Freunde, die im Hause und draußen in Feld und Wald über Wind und Wetter mehr Gewalt hatten, als der ferne vornehme Kirchengott in der Stadt. Der heilige Martin von Tours schlug sich mit Jupiter, Mercur, Venus und Minerva, die er für Teufel hielt, ähnlich derb wie sein großer Namensgenosse Martin Luther mit dem leibhaftigen Teufel auf der Wartburg herum. Dies geschah allerdings auf wesentlich romanischem Keltengebiet. Aber wir hörten soeben, wie in Hessen christliche Geistliche nicht vor Wuotanopfern zurückscheuten, und der heilige Liudger sah doch auch mit eignen Augen auf Helgoland die Heidengötter, wie sie vor dem emporgestreckten Kreuz gleich einem Nebel dahinfuhren. Das Volk aber blieb auch nach seiner Bekehrung dabei, daß seine Fürsten von den Göttern oder doch überirdischen Geistern abstammten. Jordanes

nennt die Vorfahren des berühmten ostgotischen Königsgeschlechts der Amaler Anses d. h. Halbgötter. Die Herrscher der verschiedenen angelsächsischen Reiche leiteten sich auf ihren ausführlichen Stammtafeln von Woden ab, sogar Friedrich Barbarossas Zeitgenosse König Heinrich II. von England hielt noch im 12. Jahrhundert an dieser Herkunft fest. Nach einer Frankengeschichte aus dem 7. Jahrhundert hatte Merowech, der Ahnherr der Merowinger, einen dämonischen Ursprung; sein Vater war ein plötzlich aus der Meerflut aufgestiegener Stier des Neptunus, also ein germanisches Wasserwesen. Anmutig erzählt der Lango-barde Paulus Diaconus im 8. Jahrhundert, daß Wodan den Winilern, wie ein Vater seinem neugeborenen Sohne, den Namen „Langbärte“ und mit dem Namen auch eine Gabe, nämlich den Sieg, verlieh.

Obgleich nun auch noch das christliche Volk die Götter für die Ahnherren seiner Könige hielt und sich mancherlei Gaben von ihnen versah, war doch der Glaube an sie nicht das widerstandsfähigste Element des südgermanischen Heidentums. Denn sie zeigten sich doch zu deutlich dem neuen Gottesideal, der Christen Gottheit, nicht gewachsen. Und wenn die drei schwersten kanonischen Verbrechen, für die die Kirche Beichte und Buße verlangte, in früherer Zeit Mord, Unzucht und Götzendienst waren, so meinte man mit dem letzten nicht gerade vorzugsweise die Verehrung der großen Heidengötter, sondern vielmehr die der vielartigen Elfen, die täglich die Menschen umspielten, und die der Seelen, die doch noch immer mit den Hinterbliebenen verkehrten. Die einfachen, aber eifrigen Kulte dieser Wesen vermochte man nicht aus dem Leben des gemeinen Mannes herauszureißen; mit jeder neuen Jahreszeit, mit jeder neuen Weide-, Feld- und Waldarbeit erneuerten sich unausrottbar die alten feierlichen oder heiteren Festgebräuche wie die Blumen auf den Wiesen. Dem Götzdienst solcher Art trat nun die Geistlichkeit durchaus nicht immer streng strafend entgegen, sondern schlug den verhängnisvollen Weg des Kompromisses ein, der streng genommen bis auf den heutigen Tag von ihr,

namentlich vom katholischen Klerus, nicht verlassen worden ist. So lebt denn noch heute gar manches Heidentum auch unter dem Schutze der Kirche fort und ist sogar in ihr Inneres eingedrungen. In den Synodalbeschlüssen der Geistlichen, in den Bußbüchern der alten irischen Mönche, wie der jüngeren angelsächsischen und fränkischen Bischöfe und in den Strafsatzungen der Könige, insbesondere Karls des Großen, überwog die Strenge, bis zu dem letzten großen Bußbuch des gelehrtesten Kanonisten seiner Zeit, des Bischofs Burchard von Worms († 1025). Mit dieser Richtung kreuzte sich aber eine andere milde, versöhnliche, die schon um 600 Papst Gregor der Große in seinem bekannten Briefe an den Abt Mellitus einschlug. Um die Angelsachsen leichter zum Christentum zu bekehren, rät er, solle man wohl ihre Götzenbilder, nicht aber ihre Tempel zerstören, diese vielmehr mit Weihwasser besprengen und mit Altären und Reliquien versehen. An den gewohnten Stätten, die nun Gott geweiht sind, werde die Menge sich gemütlicher fühlen und sich Laubhütten um diese Kirchen machen, um darin fröhlich die früher zu Opfern bestimmten Rinder zu verzehren. Das älteste heidnisch-christliche Kirchweihbild! Seitdem suchte man unabhängig viele nationale Bräuche und Vorstellungen mit den Riten und Dogmen der allumfassenden katholischen Kirche möglichst zu verschmelzen: das lehrt außer dem ganzen Festwesen namentlich der Dämonenglaube und das Segnen und Beschwören.

Ob nun gehegt, geduldet oder verfolgt und gefährdet, das Heidentum umstrickte im Frühmittelalter das ganze Leben der schon christianisierten Sueven in Gallizien, der Burgunder und Westgoten im Rhonetal und in Südfrankreich, der Franken im übrigen Frankreich, wie die im 5. und 6. Jahrhundert gehaltenen Synoden von Bracara, Arles, Auxerre und andere feststellten. Dem Heidentum dieser Völker waren aber manche nichtgermanische Elemente beigemischt, auch sprach die Hauptanklage ein Kanon dem anderen nach, doch meist wohl nicht ohne Grund, weil der alte gleiche Aberglaube überall fest haftete. Aus den einigermäßen als

echt beglaubigten Mitteilungen dieser bis zu jenem Burchard von Worms reichenden Literatur setzt sich etwa das folgende umfassende Bild zusammen, das eine freilich jüngere höchst willkommene Ergänzung zu dem älteren Glaubensbilde des Tacitus liefert.

Drei große Götter stehen, wenigstens im Sachsenlande, noch voran: Thunaer, Woden, Saxnot. Der Indiculus bekämpft die Opfer an den Tagen der beiden ersten, die er Jupiter und Mercur nennt, und Burchard noch die Donnerstagsfeier. An diesen Tagen werden die Menschen geschlachtet sein, auf deren Opferung Karl der Grosse Todesstrafe setzte, und werden sich die zum Götterdienst zugehörigen Reigentänze auch noch in die christlichen Kirchen gedrängt haben. Neben jenen zwei oder drei Göttern gedenken Primin von Reichenau und Spätere einer Minerva, die man beim Weben anrief, was an den späteren Anruf der Holda oder Bertha beim Spinnen erinnern könnte. Wie man diese deutsche Göttin sausend durch die Luft fahren hörte, so ritten auch nach Burchard Weiber in der Nacht mit einer Holda oder Frigaholda durch die Luft. Aber noch beliebter scheint bei den meisten Stämmen der Dienst jener Unholde gewesen zu sein, die jenes Taufgelöbniß die Genossen der Götter nennt, die in (gute) Hulden und (böse) Unhulden geschieden werden. Auf die verschiedenartigen Elfen müssen sich auch die so oft erwähnten Opfer und Gelübde beziehen, die an alten Bäumen, frischen Quellen, mächtigen Steinen und auf Kreuzwegen dargebracht werden, wobei man Mahlzeiten hielt, Lichter anzündete und aus Holz nachgebildete Glieder aufhängte. In kleinen Laubhütten betete man um den Schutz der Flur und trug segnende Bilder über sie hin. Den brennenden Holzklotz auf dem Herde beschüttete man, um seine Asche zu befruchten, mit Früchten und Wein. Den Hof umzog man nach wohl schon indogermanischem Brauch mit einer Furche, wie es scheint, gegen Hexen, und man bereitete Schicksalsschwestern und Hausgeistern trank- und speisebesetzte Tische oder legte diesen Spielzeug und Schuhe hin. Zu Beginn des Jahres jagte man eine Hindin

oder eine Kalbe unter lärmendem Unfug durchs Dorf; schon gegen Ende Februar klopfte man den Winter mit seinen Molchen, Mäusen und Motten aus den Türpfosten. Mondfinsternis verscheuchte man durch Kübel- und Kessel-schlagen, Hagelschauer durch Hornblasen. Das fiebernde oder neugeborene Kind wurde auf den Herd gesetzt und mit Wasser aus siedendem Kessel begossen, Vieh gegen Krankheit durch einen hohlen Baum oder ein Erdloch gezogen. Man legte Zauberbinden und Halsamulette an und gewann für nicht genauer bezeichnete Zwecke durch Hölzer-reibung das Nied- oder Nodfeuer. In der Nacht, zumal in der Neujahrsnacht stieg ein Weib, oder feierlicher ein schwertumgürteter Mann aufs Dach, die Zukunft zu erspähen, die man ebenfalls nachts auch auf dem Kreuzweg zu er-gründen suchte. Man achtete auf Vogelflug, Pferdegewieher und Niesen, hörte gern Wahrsagern und Wahrsagerinnen und traute Hexen die Kraft des Wettermachens zu. Jeder-mann aber sprach Zauberformeln über Kräutertränke und Trinkhörner und bei zahlreichen anderen Anlässen. Den Toten zu Ehren sang man die ‚dadsisas‘, lange Totenzauber-lieder, und hielt Schmäuse an ihren in der Heide fern ab-gelegenen Grabhügeln. Leichen von Kindbetterinnen und ungetauften Kindern durchstieß man mit einem Pfahl, daß sie zu den Lebenden nicht wieder zurückkehren könnten. Aber man verehrte auch nach dem Indiculus die Ahnen wie Heilige, wie göttliche Schutzmächte.

Die Kirche nahm sich als Verwalterin und Spenderin allen Segens und aller Beschwörung gern der alten Zauber-formeln und -bräuche an, die sie schwächer oder stärker umänderte. Ihr Anteil an der Ausbildung der Segensformeln ist noch keineswegs genügend beachtet: er erstreckt sich bis in die neueren noch heute gangbaren Zauberbücher, wie z. B. den Wahren Geistlichen Schild, ein Sammelsurium von Gebeten an die Heiligen und altheidnischen Formeln. Benediktionen sprach der Priester über Bräutigam und Braut, über die Wöchnerinnen bei ihrem ersten Kirchgang, über Kranke, über Haus und Brunnen, Brot und Salz. Der kirch-

liche Segen schützte das Kornfeld und den Obstgarten und weihte Banner und Schwert vor dem Kampf. Zu Ostern stellte man Speck und Brot, Eier und Käse auf den Altar wider Unwetter. Vom Getreide schnitt man zu Himmelfahrt einige Halme und trug sie zur Segnung um den Altar; dasselbe geschah zu Jakobi (25. Juli) mit dem Obst, zu St. Sixt mit den Trauben. Durch die Synode von Cloveshoe, die Erzbischof Cuthbert von Canterbury 747 berief, erfahren wir, daß die schon länger übliche römische Litanei der drei Tage vor Himmelfahrt, wobei die Heiligenreliquien vorangetragen wurden, mit Spielen, Pferderennen und Mahlzeiten ausgestattet war, wie sie wahrscheinlich bei der Umfahrt einer alten Flurgöttin, wie der Nerthus, gebräuchlich waren. Christliches, Römisches und Germanisches durchdringt viele der angeführten Bräuche.

Aus diesem Kreise hohen und niederen Heidenglaubens, den die lateinischen Aufzeichnungen beschreiben, schlagen nun zum erstenmale ein paar ureigene Brusttöne, echt germanische Klänge, in einem Dutzend *altdeutscher und angelsächsischer Segen und Zaubersprüche* an unser Ohr.

Höchst eigenartig tragen sie zunächst ganz episch einen typischen Fall vor, in welchem sich der Spruch gleichsam zum erstenmale wirksam gezeigt hat, dann erst die eigentliche Zauberformel. Die ältesten sind die beiden nach ihrem Fundort sogenannten Merseburger Zaubersprüche, zwei in nicht immer genauem Stabreim verfaßte, im 10. Jahrhundert aufgezeichnete Gedichte, die seltsam genug einem Missale vorangestellt sind. Den einen spricht ein Kriegsgefangener, der erzählt, wie von drei Haufen zur Schlacht herabgeflogener Idisi d. h. göttlicher Weiber der eine hinter dem Heer der Landsleute die gefangenen Feinde fesselt, der zweite sich dem feindlichen Heer entgegenwirft und der dritte hinter diesem Heer ihn selber entfesselt und ihm zuruft: „Entspring den Haftbanden, entlaufe den Feinden!“ Nach dem zweiten Segen, der über ein lahmes Pferd gesprochen wurde, verrenkte auf einem Ritt Phols und Wodans zum Walde das junge Tier Balders (d. i. Phols?) seinen Fuß, worauf vier offenbar gött-

liche Weiber Sinthgunt und Sunna, Fria und Volla und endlich der zauberkundige Wodan mit einer alten indogermanischen Formel Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede erfolgreich besprochen. Die ungefähr gleichzeitigen angelsächsischen Zauberlieder sind zum Teil von ausführlichen Anweisungen in Prosa umgeben. Das eine fleht die Siegweiber an, nicht zum Walde fortzufliegen, sondern sich zur Erde herabzulassen. Nach einem andern ritten mächtige Frauen, Hexen, über den Berg und sandten gellende Speere, Götter-, Elben- und Hexengeschosse, die in den Körper des Beschworenen gedrunken ihn (durch Milzstiche?) krank gemacht haben. Der Beschwörer hat ihnen einst, als sie ihn bedrohten, ein Messer entgegengeworfen, er fleht, das Hexengeschoß solle schmelzen, die Zauberin in die Wildnis fliehen. Der Herr möge helfen!

Auch war die Kirche bereit, heidnische Beschwörungen mit ihren christlichen Exorzismen zu verschmelzen. So bannte sie z. B. die Dämonen nach altdeutscher Weise gern in das Meer, und es ist möglich, daß sie schon im Frühmittelalter die seit dem 12. Jahrhundert bezeugten Tiermalediktionen und -exkommunikationen vorbereitete, welche, wie aus dem 2. Kapitel deutlicher werden wird, den Heidenglauben an die in gewissen schädlichen Tiergattungen wohnenden Menschenseelen oder Dämonen vorzusetzen scheinen. Das erste umfassendere Beispiel der Verschmelzung heidnischer und christlicher, beziehungsweise antiker Vorstellungen liefert die große angelsächsische Ackerbuße ums Jahr 1000, die einen unfruchtbaren, verhexten Acker bessern soll. Die Kirche erkennt darin die heidnische Heiligung des ersten Pflugganges, die den indogermanischen Völkern gemeinsam war, dadurch gern an, daß sie diese, aber nur teilweise, verchristlicht. Gott und Maria werden neben (den Göttinnen?) Erke und Folde in einem „gealdor“ Zauberspruch angerufen. Mit dem Weihrauch und den Weiheformeln der Kirche mischt sich der Duft heiliger indogermanischer Ackerpoesie. Der Neunkräutersegen, der über jedem der neun empfohlenen Heilkräuter dreimal gesungen wird, bevor dem Kranken die

daraus gefertigte Salbe aufgestrichen wird, schwelgt in echt angelsächsischer breiter Ausmalung, ohne römische Gelehrsamkeit und christlichen Einfluß zu verleugnen.

Nicht so weit ist dieser Verschmelzungsprozeß in der deutschen und englischen Poesie gediehen. Doch schlüpfen nicht nur in ihre christlichen Epen einzelne heidnische Züge, sondern auch umgekehrt in die Mythen und Sagen ihrer Heldendichtung manche christliche Züge ein.

Christlichen Einfluß in dem schon angeführten angelsächsischen Epos Beowulf verraten namentlich die Reden, die eine weiche, fast unheroische Stimmung durchzieht. Umgekehrt nähern sich im etwas späteren Heliand, der alt-sächsischen Messiade vom Jahre 830, Christus und sein Gefolge deutscher Weise. An den Himmel und die Engel des Evangeliums setzt sich ein leiser deutscher Duft; von der grünen Gottesaue rauschen die Engel in vollen Federhemden herab. Altheidnisch heißt das Schicksal Wurd oder auch Metodo Giscapu die Beschlüsse der Messenden. Noch ums Jahr 1200 übertönt all die christlichen Hymnen und Legenden, all die innigen und sinnigen Minnelieder und all die feinen und tiefen Ritterepen das Nibelungenlied vermöge der überwältigenden heidnischen Leidenschaft einer uralten Heroensage. Zwar das einstige Hauptthema, der Drachenkampf, ist zu einem eindrucklosen Nebenmotiv eingeschrumpft, die Riesen und Zwerge sind zurückgedrängt und Brünhild hat ihren Walküreglanz eingebüßt. Aber die heidnische Blutrache durchzuckt noch mit furchtbarem Leben das Ganze, und eine der schönsten Szenen des Gedichts atmet noch das volle frische heidnische Naturgefühl. Es sind doch noch zwei echte Idisi, die der grimme Hagen an der Donau belauscht, wie sie sich in einem stillen Waldquell kühlen, gleich Vögeln auf der Flut schwebend. Da spricht die eine listig, um ihr von ihm geraubtes Gewand wieder zu bekommen, daß die Burgunder in Etzels Land zu großen Ehren reiten; da spricht die andere wahrhaftiger und fliegt mit dem wiedergewonnenen Kleide davon —: „Ihr habt alle den Tod an der Hand!“ Ein letztes Meisterstück

deutschheidnischer Poesie mitten im Mittelalter! Doch zahlreichere und noch vollere suchen wir nun im germanischen Norden auf.

3. Zeugnisse aus der Zeit der Bekehrung der Nordgermanen von 800—1300. Gerade um das Jahr 800, als die Bekehrung der Deutschen mit der Taufe der letzten Friesen und Sachsen einen gewissen Abschluss gefunden hatte, tat sich den christlichen Glaubensboten eine neue, bis dahin kaum bekannte germanische Heidenwelt auf. Die dänischen Buchenwälder, die schwedischen Seenplatten, die tief eingeschnittenen norwegischen Felsenfjorde waren seit unvordenklicher Zeit von germanischen Bauern und Schiffern besiedelt, und ihre kühnen Fahrzeuge beherrschten früh die Ostsee und dann auch die Nordsee. Um 800 begannen die Wikinger in dichterem Geschwadern in die mitteleuropäischen Kulturstaaten einzudringen.

Damit treten sie ins historische Licht. Aus der vorangegangenen, der rein heidnischen, Zeit wissen wir fast nichts. Selbst die Inschriften der Runensteine, deren älteste bei den Norwegern wohl erst nach ihrer Berührung mit den Briten vorkommen, liefern nur spärlichste Nachrichten über das nordische Heidentum. Wir lesen von diesen Grabsteinen keine Hoffnung auf ein Jenseits ab, nur selten mehr als den Namen des Runenritzers und den des Begrabenen. Doch sind einige unter Thors des Donnergottes Schutz gestellt nicht nur durch ein Abbild seines Hammers, sondern auch durch den Heilsspruch: „Thor weihe diese Runen“, oder „Thor weihe diesen Hügel“, wie denn ein „Weihe, Thonar“ auch auf eine deutsche zu Nordendorf bei Augsburg gefundene goldene Spange eingeritzt ist. Kleine silberne Thorshämmer, die wie die christlichen Kreuze an einer Halskette getragen wurden, sind häufig gefunden worden. Schon im 9. Jahrhundert aber rühmt sich der dänische König Harald Blätand auf einem Grabstein, den er bei Jellinge in der Mitte Jütlands seinen Eltern, Gorm und Thyra, errichtet hatte, daß er sich ganz Dänemark und Norwegen unterworfen und die Dänen zu Christen gemacht habe. Und wie

ein heiliger Zeuge breitet auf dem Stein das Bild des Heilands seine mit Bänderschmuck umschlungenen Arme aus. Die heidnische Skulptur hatte auch bei den Nordgermanen nur ein kurzes Leben!

Die Zeugnisse der nordischen Literatur sind erst viel später aufgezeichnet, jedoch zum Teil noch in der Heidenzeit oder in der Bekehrungszeit, also im 10. und 11. Jahrhundert, entstanden und seitdem durch mündliche Überlieferung mehr oder minder treu bewahrt. Unsere Überraschung darüber, daß wir aus ihren drei Hauptgruppen, der isländischen Saga, der norwegisch-isländischen Skaldendichtung, der dänischen Geschichtschreibung des Saxo Grammaticus, von dem untergehenden Heidenglauben keineswegs ein einheitliches Bild gewinnen, wird schwinden, wenn wir der historischen Entwicklung des Nordens gedenken.

Vor dem überwältigenden Eintritt der Nordgermanen in die Weltgeschichte war ihr Heidentum zwar in seinem Kerne dem deutschen ähnlich, doch nicht mehr gleich. Namentlich seine alten Riesenmythen verraten, daß es in einer durchweg wilderen und großartigeren Natur als das deutsche, mitten unter Felsen und auf Meeren, groß geworden ist. Die starken Gegensätze zwischen der düsteren Schroffheit und der lachenden Freundlichkeit dortiger Landschaften mögen auch den Gegensatz des unterweltlichen und des himmlischen Jenseits gesteigert haben. Auch hatten die Skandinavier fast ein halbes Jahrtausend länger als die Deutschen Zeit, ihre Götterwelt, bevor der Christenglaube zerstörend in sie hineinfuhr, feiner und personenreicher auszugestalten. Dazu gewann oder behauptete in Dänemark Odin, der deutsche Wodan, dagegen in Norwegen und Island Thor, der deutsche Thunar, und in Schweden, wie es scheint, Frey(r), ein den Deutschen unbekannter Gott, die Obergewalt. Auch war die zwar vielnamige, aber doch gleichartige Hauptgöttin der Deutschen im Norden in zwei verschiedene Göttinnen, Frigg und Freyja, gespalten. Die drei großen Ereignisse aber, welche die nordischen Stämme in die Welt-

geschichte einführten, lenkten nun auch ihre Mythologie in neue Bahnen. Die Eroberung des weiten Länderringes der Nordsee machte sie namentlich in Irland und Großbritannien mit den dortigen heimischen oder fremden Mythen, Sagen und Dichtungen bekannt, von denen sie manche in ihren alten Mythenbestand herübernahmen. Das ums Jahr 900 stolz sich erhebende Reichskönigtum Harald Schönhaars, das alle die kleinen norwegischen Fürstentümer verschlang, umgab sich mit vornehmen, streng geschulten Skalden oder Hofdichtern, die den alten Volksglauben immer mehr in freie und dazu oft sehr gekünstelte Poesie verwandelten. Endlich griff schon im 9. Jahrhundert der Christenglaube das nordische Heidentum an, das denn auch ums Jahr 1000 fast überall erlag oder sich scheu in die Verborgenheit zurückzog.

Von den Sagen oder Sögur sind die wichtigsten die sogenannten Fornaldarsögur Nordlanda die alten Sagen der Nordlande und die Aettarsögur die Geschlechtersagen, von denen jene von den nordischen Königsgeschlechtern vor Harald Schönhaar, diese meistens von den Schicksalen isländischer Familien um das Jahr 1000 erzählen. Beide sind aber erst etwa zwischen 1200 und 1500 aufgezeichnet. Die alten Nordlandssagen, die aus noch älteren Liedern entsprangen, beginnen gern mit der Rächung des Todes des Vaters durch seinen heldenhaften Sohn, fahren dann mit dessen Werbungsabenteuern fort, um mit seinem Tode als tragischem Hauptereignis zu schließen. Von übernatürlichem Wesen tritt fast nur Odin auf, um sein menschliches Lieblingsgeschlecht zu seinem Ziel zu führen. Die Völsungasaga, die wir gewöhnlich die Nibelungensage nennen, ist das großartigste Beispiel. In den späteren Nordlandssagen wird der mit dem Tode spielende Wiking das Königsideal, dessen Leben aus einer ununterbrochenen wilden Heerfahrt besteht. Nicht nur Menschen bald in der Schlacht, bald im Zweikampf erlegt der Held, sondern auch Riesen. Immer mehr wird die Sage zum Märchen, das immer mehr erstarkende Motiv der Liebe macht sie zum Roman, so die berühmte

Fridthiofssage. Aber noch ragt hie und da das mythische Element hinein: der Held bringt einen Teil seiner Jugend bei Riesen zu, und sein Vertrauen auf eigne Kraft und Stärke versagt oft gegenüber den höheren Mächten. Die spätesten Heldensagen sind „Lügensagen“, die uns bis nach Indien zu allen möglichen Ungeheuern führen.

Weit wichtiger und noch weit weniger von fremdem Einfluß berührt ist die isländische Familiensage. Sie entstand aus den Ahnengeschichten, mit denen man sich auf den einsamen Höfen die langen Winterabende vertrieb. Sie reifte zur Kunst heran, wenn sie bei Hochzeiten, Erb-mählern und in den hellen Mittsommernächten auf dem Althing, in der großen Volksversammlung, die Menge ergötzte. Diese aus der isländischen Gesamtsaga hervorgehobene Geschlechtersaga drehte sich um das Jahr 1000, das Jahr der Bekehrung, als Angelpunkt, um die Schicksale der ersten Ansiedler und ihrer Familien. Das Sterbemotiv der alten Heldendichtung kehrt in ihr oft als Grundzug wieder. Von einem Geschlecht dem andern mündlich überliefert, wurden die Sögur, wenigstens die meisten, wahrscheinlich von christlichen Geistlichen bearbeitet und niedergeschrieben, aber nicht von fremden, sondern aus dem heimischen Adel entsprossenen Geistlichen. Daher die staunenswerte Unparteilichkeit, mit der der heidnische Glaube und Brauch behandelt wird, daher das tiefe Verständnis der vielen so eigenartigen Charaktere der Saga, und endlich die nur aus langer Schulung erklärbbare Darstellungskunst. So entwerfen diese ausführlichen historischen Prosaromane ein Bild jener leidenschaftlichen, gewalttätigen Ahnenzeit auf dem Hintergrunde des sinkenden Götterglaubens. Es wird gleichsam von den Seiten her beleuchtet, namentlich durch zwei große Geschichtswerke, die Landnamabok, das Buch von der Besitznahme Islands, und durch die Heimskringla, den Weltkreis Snorre Sturlusons im 13. Jahrhundert, die einen Cyklus meist älterer norwegischer Königssagen enthält.

Im letzten Viertel des 9. Jahrhunderts suchten viele

Nordleute, meist vornehmen Geschlechts, die entweder durch Harald Schönhaars Druck aus Norwegen oder durch die Übermacht der Kelten aus Irland vertrieben waren, das ferne Island auf. Beim Abschied von der Heimat brach der Häuptling aus seinem „Hof“, dem Tempel seines stärksten Gottes, des Donnergottes Thor, die heiligsten Balken heraus und trug sie samt einiger Tempelerde und dem Hochsitz, dem Ehrenstuhl des Hausherrn, in sein Schiff. Kam dann nach etwa achttägiger Fahrt die isländische Küste in Sicht, so warf er die mit Thors Schnitzbild verzierten Stuhlpfeiler über Bord. Wo sie antrieben, wies ihnen der Gott die neue Heimstätte an. Mit einem Feuerbrand umlief der Hausherr möglichst viel Weideland für Pferd, Rind und Schaf. Das war nun sein Eigen. Neben den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zimmerte er einen neuen „Hof“, in dem er als Gode d. h. Priester, Richter und Gesetzgeber in einer Person den Dienst besorgte, und für dessen Benutzung er von seinen Freunden und Nachbarn einen Zoll erhob. Aus 39 solcher Godengemeinden bildete sich ums Jahr 930 der isländische Freistaat. Diese heidnische Grundlage des Staats wurde aber bald bedroht. Schon unter den Landnahmемännern gab es einige Freidenker, die nicht auf die Götter, sondern nur auf ihre eigene Kraft vertrauten. Hjörleif, der Pflegebruder Ingolfs, des Entdeckers der Insel, wurde von seinen eigenen Knechten erschlagen, wobei Ingolf ausrief: „So mag es jedem ergehen, der den Göttern nicht opfern will!“ Aber auch Christen begegneten schon in dieser ersten Landnahmezeit, Christen oft sonderbarer Art. Helgi, der Magre, ein Enkel des Irenkönigs Kjarval, glaubte an Christus, aber vor dem Kampf oder der Seereise rief er Thor an. Die reiche Christin Audr wurde später von ihren Nachkommen, die wieder ins Heidentum zurückgefallen waren, wie eine Göttin durch Opfer geehrt. Der blutbefleckte Vigastyrr ließ, ohne seine Gesinnung zu ändern, eine Kirche bauen: so viele darin Platz fanden, so viele konnte ein Kirchenstifter zum Himmelreich kiesen. Erst im Jahre 1000 vollzog sich das allgemeine ‚sidaskipti‘, der Sitten- oder Glaubenswechsel,

auf Island. Auf dem Althing dieses Jahres ging der Gesetz-
sprecher Thorgeir, der höchste Beamte des Freistaats, dem
die Entscheidung über diesen Wechsel übertragen war, in
sein Zelt, legte sich auf den Boden nieder und verharrte
so, ein großes Tuch über sein Haupt gebreitet, schweigend
darin einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Dann aber
sprach er vom Gesetzberg des Thingfeldes herab: „Mir
scheint es ein Unglück, wenn die Männer hier im Lande
nicht ein und dasselbe Gesetz haben, denn wenn wir das
zerreißen, so zerreißen wir den Frieden.“ Darum schlug er
den Vergleich vor: Alle Isländer empfangen die Taufe.
Aber nach wie vor ist erlaubt die Kinderaussetzung — die
in der Not angewendet wurde —, ferner der zumal beim
Götteropfer übliche Genuß des Pferdefleisches und drittens
sogar das Götteropfer selber, falls es insgeheim geschieht.
Die Annahme dieses seltsamen Vergleichs rettete das Land
vor dem Bürgerkrieg. Im Dom zu Bremen weihte ein halbes
Jahrhundert später, 1056, der gewaltige Erzbischof Adalbert
den Isländer Isleif zum ersten Bischof der Insel.

In diesen bewegten Zeiten spielen die meisten wichtigsten
isländischen Sögur oder Sagen. Sie haben durchweg keinen
streng geschichtlichen Charakter. Aber indem sie die
Schicksale von Königen, Häuptlingen, Goden, Skalden und
hervorragenden Bauern, deren Rechtshandel, Fehden und
Liebschaften, Gilden- und Thingränke, Blutsbrüderschaften,
Blutrachen und Brandlegungen, Bekehrungen und Treu-
brüche mit oft überraschender Seelenkunde und Realistik
und einem über dem oft so dunklen Grunde schwebenden
grausamen Humor erzählen, geben sie uns ein unvergleich-
lich wahres Kulturbild. Sie stellen uns mitten in die scharfe
Luft des Nordens, auf seinen harten Boden, mitten in das
rauhe Treiben und Glauben seines Volkes. Die durch hei-
ligen Frieden geschirmten Tempelhöfe stehen jetzt in klarem
Umriss vor uns mit ihren Götterbildern, eisenbeschlagenen
Altären, Eidringen, Kesseln, um die sich zu mancherlei Opfern
die Gemeinde unter ihrem Goden in der hohen Holzhalle
versammelt. Vor dem Tempel lag wohl auch ein blut-

besudelter Stein des Gottes Thor, der Thorstein, auf dessen Kante dem zum Opfer bestimmten Verbrecher das Rückgrat zerbrochen wurde. Von Heiligtümern Odins, den wir doch als Wodan an der Spitze der deutschen Götter fanden, ist kaum die Rede, aber überall von Thorshöfen, Thorsbildern, Thorsfesten und nach Thor genannten Örtern und Personen. Ein Thorshof war der berühmteste norwegische Tempel zu Maeri in Thronheim, wie denn auch in Norwegen von allen Heidengöttern der Bauerngott Thor am stärksten den Bekehrern widerstand; auf Island war der Thorshof der Mittelpunkt fast aller Godengemeinden. Thor heißt der ‚Meist-Ausgezeichnete‘, auch kurzweg der As d. i. Gott oder der Landesgott, der allmächtige Gott, der Asenfürst. In den Götteranrufen bei Schwüren, Flüchen und Minnetrinksprüchen fehlt Thor am seltensten. In Not und Gefahr wendete man sich am liebsten an seinen starken und raschen Beistand, in Ungewißheit über die Zukunft an sein Orakel. Ein Thorsbild trug man gern bei sich in der Tasche oder umging mit diesem das Land, um Widerwärtigkeiten davon wegzuscheuchen. Nicht einmal die zweite Stelle wurde Odin zuteil, sondern jenem, den Deutschen unbekanntem Gotte Frey(r). Dieser galt für den Ahnherrn des berühmten nordischen Königshauses der Ynglinger. Namentlich auf der Wintergilde wurde er begrüßt; ihm fielen Stieropfer. Auf Island war sein leidenschaftlichster Verehrer der Gode Hrafnkel, der ihm all sein Bestes, seine Waffen und seinen stolzen Schecken, den Freysfaxi, weihte. Da er aber trotzdem in Unglück gestürzt wurde, verzweifelte er an allen Göttern. Auch Freys Vater Njörd(r) wurde gefeiert; auch Freys Bildchen hatte man gern bei sich.

Höchstens in der Heimskringla tritt neben Thor und Frey Odin bedeutender hervor. Nach volkstümlicher Art findet er sich hier als ein einäugiger Greis zu nächtlichem Gespräch beim christlichen König Olaf Tryggvason ein, um im Morgenrauen, ein Bild hinschwindenden Heidentums, plötzlich spurlos zu entweichen. Daneben wird er von Snorre nach der damals beliebten euhemeristischen Auffassung, die

in den alten Göttern bloße ungewöhnlich begabte Menschen der Vorzeit sah, in das falsche Licht eines großen Zauberers und Oberkönigs gerückt, der die andern Götter zu seinen Hofpriestern einsetzt. Älter ist wieder, wenn er in einigen Sagen den todweihenden Speer oder Rohrstengel über die Feinde wirft. Vom Gotte Balder, der in der Skaldenpoesie eine so wichtige Rolle spielt, weiß diese ganze reiche Sagenliteratur nichts, ausgenommen die junge und willkürlich erfundene Fridthiofsage des 13. oder 14. Jahrhunderts, die auch zum erstenmal die Liebe in den Mittelpunkt stellt. Sie weiß somit auch nichts von dem geheimnisvollen Bunde des Vaters Odin und seines Sohnes Balder, um den sich in der Skaldenpoesie das Schicksal der Götter, ja der ganzen Welt dreht. Die Odinsbrüder Hoenir und Lodur und vollends Vili und Vé, sowie die Balderbrüder Höd(r), Váli und Vidar sind unbekannt, aber auch Heimdall und Loki.

Von Göttinnen verlautet auch nicht viel, doch speisen nach der Egilssage die verstorbenen Weiber bei der Göttin Freyja, die auch öfter in Schwurformeln vorkommt. Dafür ist der Glaube an halbgöttliche Weiber, die Disir, deren Opfer mehrfach erwähnt wird, stark entwickelt. In der Njalsage weben die Walküren unter grausigem Gesang das blutriefende Gewebe des Schicksals. Thorgerd und Irpa, zwei Begleiterinnen Thors, schleudern walkürenhaft aus jedem Finger Hagel, Sturm und Pfeile den Feinden ihres Schützlings entgegen. Luft und Erde wimmeln von Geistern oder Wichtern, die dem Menschen viel Böses zufügen, aber auch als Landwichter die Heimat schützen, sowie von mannigfachen Alfen Elfen, denen man gern opfert, denn sie haben auch hilfreiche Gemütsart. Unholdinnen und Hexen, Abendreiterinnen (Kveldridur) genannt, fahren im Dunkel daher. Zauberer bewirken durch Schwingen eines Ziegenfells schweres Unwetter, umziehende Wahrsagerinnen (Völur) künden die Zukunft, die sie draußen sitzend auf Kreuzwegen erfahren haben. Tiefer noch greifen ins persönliche Dasein die Fylgjur oder Hamingjur, die weiblichen Folge- oder Schutzgeister, ein und die schwarzen und weißen Traumweiber.